

7. Leistung I: Die Interaktionsordnung(en) des Weltsozialforums

Im letzten Kapitel habe ich beschrieben, welche Bedingungen erfüllt sein müssen, damit Aktivist*innen zum Weltsozialforum kommen. Welche Hürden müssen sie überwinden, um überhaupt beim Weltsozialforum anzukommen? Wir haben auch gesehen, wie unklar der Nutzen der Treffen ist, wie anstrengend diese sein können, wie sehr ›schlechte‹ Organisation, fehlende Orientierung, unklare Hierarchien und erlebte Folgenlosigkeit der Diskussionen die Treffen bestimmen. Ich habe dargestellt, dass und inwiefern die Weltsozialforen unwahrscheinliche Ereignisse sind.

Dennoch finden Weltsozialforen statt und ziehen wiederholt viele Teilnehmende an. Sie und vergleichbare Treffen finden weder täglich noch wöchentlich statt. Weltsozialforen sind außeralltägliche Ereignisse. Es gibt kaum ausreichend Orientierung oder feste Modelle, auf die die Teilnehmenden zurückgreifen können. Was ›richtiges‹ Verhalten in Situationen ist, bleibt häufig unklar. Wie finden Teilnehmende sich zu Interaktionssituationen zusammen? Wen darf man ansprechen und wie? Welche ungeschriebenen Regeln gelten in Workshops und auf Demonstrationen? Woran können Teilnehmende sich orientieren? Auf diese Fragen gehe ich in diesem Kapitel ein.

Man könnte nun annehmen, das WSF wäre interaktiv kein Problem, die Frage der Orientierung eine rein analytische und keine praktische, sich den Teilnehmenden immer wieder aufs Neue stellende. Doch das Gegenteil ist der Fall: Weltsozialforen sind alles andere als eine »normale Erscheinung«. Damit beschreibt Goffman eine dem Individuum ungefährliche Erscheinung, eine, in der es sich gut zurechtfindet und keine Gefahr wittert (Goffman 1982). Auf den Weltsozialforen ist die Aufmerksamkeit ständig hochgefahren, denn es lauert viel Unbekanntes: Warum stehen hier so viele schwer bewaffnete Sicherheitskräfte? Warum schreit dieser Mann dort hinten so laut? Wieso bil-

det sich hier eine Menschenmenge und warum fängt dieser Workshop noch nicht an? Bin ich hier richtig? Hat der Mensch das gerade wirklich gesagt?

Die Orientierung auf den Weltsozialforen fällt schwer, denn es gibt keine zuverlässigen Marker, keine eindeutigen Frames für die Treffen sozialer Bewegungen. Mehr noch: Durch die auf dem Weltsozialforum vertretene sprachliche und kulturelle Diversität erscheint es beinahe unmöglich, dass so etwas wie *ein* Frame des Weltsozialforums existiert.¹ Selbst, wenn man glaubt, eine Situation mit ihren Verhaltenserwartungen erfasst zu haben, schwingt immer die Frage mit, ob diese Verhaltenserwartungen auch für alle anwesenden Personen gleich gelten. Goffman beschreibt mit dem Framingkonzept Rahmen, welche Beteiligte oder Zuschauer*innen an sozialen Situationen über angemessenes Verhalten orientieren. Sie stellen sich die Frage »What is going on?« (Goffman 2016b: 16) und suchen nach Hinweisen, wie sie diese beantworten können. Dabei können sie auf kulturell verschiedene Deutungsrahmen zurückgreifen. Doch gerade für das WSF fällt es schwer, genau solche primären Rahmen zu finden, da die bekannten immer wieder erschüttert werden.

Auch aus einem weiteren Grund ist die Frage »Was passiert hier?« wichtig: Weil die Organisation des Forums zur Improvisation nötigt. Eine Interviewpartnerin, die ich nach ihrer Vorbereitung fragte, antwortete wie folgt:

»Also, ich habe, äh, geguckt, welche Organisationen kommen und so. Aber ähm, ich habe jetzt nicht konkret etwas gelesen. Oder mir konkret vorgenommen, was ich machen will. Weil ich glaube, auch einfach aus der Erfahrung vom letzten Mal, man einfach ein bisschen gucken muss, »Was passiert hier?« Und dann eher dadurch Frustration entsteht, wenn man so einen ganz konkreten Aktionsplan HAT und der dann nicht umsetzbar ist.« (Interview 1)

Selbst, wenn einige Teilnehmende sich gut zurechtfinden: Spezifische Interaktionsregeln existieren für die meisten Teilnehmenden kaum, zumal gemeinsam geteilte.² Menschen bringen unterschiedliche Interessen mit, sie

1 Was nicht ausschließt, dass sich im Laufe der Veranstaltung ein solches langsam herauskristallisiert.

2 Allenfalls für »alte Hasen« und Berufsaktivist*innen mag das der Fall sein. Viele zivilgesellschaftliche Initiativen beruhen jedoch auf ehrenamtlichem Engagement. Und selbst für hauptberufliche Bewegungsarbeiter*innen sind derart heterogene und wuselige Veranstaltungen wie das Weltsozialforum Seltenheiten.

haben verschiedene Erfahrungshintergründe, was Diskussionen und das Engagement in sozialen Bewegungen angeht, diese sind wiederum kulturell sehr heterogen. Die Teilnehmenden kommen auch in verschiedenen Rollen.

Außerdem führen die Programmhefte keine expliziten Verhaltensregeln auf. Ein wenig Orientierung gibt nur das Programm des WSF 2016, in dem es über den Vorbereitungsprozess heißt, dass er

»was put in place by a collective made up of a diverse set of actors, *inspired by values of horizontality, openness, inclusion, transparency, self-management and autonomy*. In a continuous search for consensus, respective of the diversity of strategies [...].« (World Social Forum 2016: 8, Herv. RM)

Diese Beschreibung verbleibt ebenso auf der Ebene abstrakter Werte wie die Charakterisierung von »our commitments« ein paar Seiten weiter hinten. »Eco-friendly and fair« und »accessible – secure – without apartheid« (ebd.: 9) soll das WSF in Montreal sein.

Die Charta des WSF, die Prinzipien festhält, die alle respektieren sollen, die das WSF besuchen (vgl. ausführlich Kap. 4b), formuliert ebenfalls Werte, was den gegenseitigen Umgang angeht: Sie verbietet die Entscheidungsfindung weniger im Namen vieler (§6), beschreibt das WSF als einen »plural, diversified, non-confessional, non-governmental and non-party context« (§8), als offen für »pluralism and to the diversity of activities and ways of engaging of the organizations and movements that decide to participate in it, as well as the diversity of genders, ethnicities, cultures, generations and physical capacities« (§9). Es »upholds respect for Human Rights, the practices of real democracy, participatory democracy, peaceful relations, in equality and solidarity, among people, ethnicities, genders and peoples, and condemns all forms of domination and all subjection of one person by another.« (§10) und ist ein »forum for debate« (§11) und »exchange of experiences« (§12), wobei die Ergebnisse von Debatten und Reflektionen hierarchiefrei und transparent verbreitet werden sollen (§11).

Diese Prinzipien sind viel und wenig zugleich. Einerseits ist klar, dass ein gewisser Respekt für die Diversität von Teilnehmenden erwartet wird und dass es um Debatten und Erfahrungsaustausch geht – und das auf demokratische, nicht-hierarchische Weise. Wie sich dies aber umsetzen lässt, was es genau für Workshops, Demonstrationen und sonstige Begebenheiten heißt und wie man sich im Einzelfall zu verhalten hat, bleibt unklar. Darüber hinaus ist die Charta zwar in einem der Programme abgedruckt, aber ob sie gelesen wird und inwiefern die recht formelhafte Sprache tatsächlich der Orientie-

rung dient, ist unklar. Kaum jemand wird – in einem Workshop sitzend – in die Charta schauen, um das eigene Verhalten zu regulieren.

Vieles ist unklar – und zwar viel mehr als in Alltagssituationen der eigenen Kultur oder an globalen Orten wie Flughäfen. Interaktionsregeln müssen also entweder anderswo abgeleitet (z. B. von wissenschaftlichen Konferenzen, Musikfestivals oder Ähnlichem) und dann angepasst werden, oder und vor allem müssen sie mühsam ausgehandelt werden. Die Interaktionsordnung ist häufig prekär, es droht expliziter als in Alltagssituationen die ständige Krise. Doch die ebenso häufig vorkommenden, meist expliziten Aushandlungen der Ordnung, das häufige Thematisieren der Interaktionsordnung in Interaktion schafft es (scheinbar), eine gemeinsame Interaktionsordnung zu etablieren, auch, wenn dies immer wieder neu geschieht. So entsteht ein Maß an Orientierung, das die Weltsozialforen ermöglicht. Um diese Orientierung geht es auf den folgenden Seiten.

Dazu werde ich auf den folgenden Seiten die Interaktion auf den Weltsozialforen in verschiedenen Dimensionen darstellen: Zuerst gehe ich auf den Raum ein, der einen Rahmen bildet (a). Darauf folgen die zeitliche und sachliche Strukturierung der Treffen (b), wonach ich auf die soziale Struktur der Treffen eingehe (c). Im vierten Teil charakterisiere ich die häufigsten Interaktionstypen der WSF und zeige, was den Teilnehmenden an externen Modellen zur Verfügung steht, um sich zu orientieren (d). Am Ende wird ein kurzes Zwischenfazit gezogen (e).

a) Der Raum der Weltsozialforen

Räumliche Gegebenheiten bilden *einen* Rahmen für Interaktionen. Dies beschreibt auch Marion Müller in ihrer Dissertation über Differenzkonstruktion im Profifußball, wo u. a. der Zuschnitt des Spielfeldes eine besondere Rolle dafür spielt, welche Interaktionsformen möglich und wahrscheinlich sind (Mueller 2009). Für das Weltsozialforum spielen die verschiedenen Örtlichkeiten eine Rolle dafür, wie Interaktionen stattfinden können und ausgestaltet sind. Dieser Abschnitt gibt einen Überblick über die beobachteten »WSF-Architekturen«. Diese Architekturen werden aber nicht nur genutzt, sie werden durch die Nutzung der Teilnehmenden auch als Räume hergestellt. Dieses Zusammenspiel zwischen räumlichen Gegebenheiten und ihrer Aneignung bzw. Umnutzung erschafft die spezifischen WSF-Architekturen, die ich beschreibe.

Austragungsort aller drei untersuchten Treffen waren jeweils Universitätsgebäude in Paris, Tunis und Montreal. Die Örtlichkeiten beinhalteten dabei Veranstaltungsräume, wozu Seminarräume, Hörsäle und sonstige Örtlichkeiten (Kinos, Cafés) der Universitäten genutzt wurden. Darüber hinaus gab es auf den Freiflächen sowie auf den Gängen der Universitätsgebäude vielfach Stände, sowohl organisatorische, auf das WSF bezogene, als auch solche, die von sozialen Bewegungen und NGOs als »Messestand« genutzt wurden. Während diese Stände in Tunis vorwiegend im Freien standen, waren sie in Paris und Montreal meist in Gebäuden.

Dass es sich um Universitätsgebäude handelte, die zwar unterschiedlich aussahen und aufgebaut waren, aber doch alle typische Merkmale solcher Gebäude – eine Vielzahl an Seminarräumen, Hörsälen, Hallen und Gängen, in denen man sich treffen kann – aufwies, ist bereits ein erster Hinweis in Richtung Erwartungsbildung: Die Teilnehmenden haben hier gebaute und damit manifeste Zeichen von Lehranstalten vor sich. Das wirft zumindest die Frage auf, ob es hier nicht ähnliche Veranstaltungsformen gibt – mit ähnlichen Verhaltenserwartungen.

Offenheit/Geschlossenheit

Die Austragungsorte der Bewegungskonferenzen wiesen unterschiedliche Grade der Abgeschlossenheit gegenüber ihrer Umwelt auf. In Montreal war der Campus im Stadtzentrum integriert, in das Leben des Viertels. Die Gebäude standen zwischen anderen Geschäfts- und Wohngebäuden, sie waren frei zugänglich. Unter einem der Hauptgebäude lag eine U-Bahn-Station mit direktem Zugang zur Universität. Durch die Verteilung der Häuser in der Innenstadt mischten sich auch die Teilnehmenden immer wieder unter das Stadtvolk. Sie waren einerseits an den als Eintrittskarten fungierenden *Badges* und anderen Bewegungsaccessoires erkennbar, andererseits aber doch nicht sehr verschieden etwa in Kleidung und Auftreten von Nichtteilnehmenden. Hier waren die Ideologie des Weltsozialforums – Offenheit für alle, die mitmachen wollen – und die Stoßrichtung sozialer Bewegungen – in die Gesellschaft wirken – am deutlichsten auch durch den Austragungsort verwirklicht.

Die Architekturen der Austragungsorte in Paris und Tunis waren abgeschlossener. In Paris fand die Attac-Sommeruniversität auf einem Universitätscampus etwas außerhalb der Innenstadt statt, der zwar nicht nach außen hin abgeschlossen war, aber ein in sich geschlossenes Gebäude-Ensemble mit

Grünfläche in der Mitte bildete. Die Grünfläche war zu zwei Seiten hin offen und für die Allgemeinheit nutzbar. Der Campus in Tunis hingegen war ebenfalls außerhalb der Stadt und mit einem Zaun gegenüber seiner Umgebung abgeschlossen. Der Zaun bildete eine Hürde, die nur mit Eintrittskarte (*Badge*) und durch einen der Zugangspunkte überwunden werden konnte, die in Tunis mit Personen- und Gepäckkontrollen durch Polizei und Militär³ verbunden waren.

Zugangspunkte

Zugangspunkte gab es an allen Veranstaltungsorten. Sie waren mal deutlich als solche erkennbar – wie die Sicherheitskontrollen am Campus in Tunis – und mal weniger sichtbar, wie etwa durch freiwillige Helfer*innen in Paris, die unauffällig kontrollierten, ob alle Eintretenden ein *Badge* hatten – und nur solche ansprachen, die keines sichtbar vorweisen konnten. Die Notwendigkeit, ein *Badge* für mehr oder weniger Eintrittsgeld zu erwerben und sich damit als Teilnehmende auszuweisen, teilte Menschen in zwei Gruppen ein: Teilnehmende und Nichtteilnehmende. Die Zugangspunkte lagen nur in Tunis an einem Zaun, der das gesamte Veranstaltungsgebiet umgab. Sonst waren sie häufig in Gebäuden oder an ihren Außenmauern.

Das Vorhandensein dieser Zugangskontrollen und ihre zumindest lasche Durchsetzung verstärken diese Gruppeneinteilung: Das *Badge* ist nicht nur ein nettes Accessoire, es hat praktische Folgen für den Zugang zu Veranstaltung, für die Teilnahme an Diskussionen, für die Möglichkeit, Menschen zu begegnen. Natürlich hängt dies mit Sicherheits- und Kostenerwägungen zusammen: Man will kontrollieren, wer zum WSF kommt, damit es nicht zu Anschlägen kommt, und die Eintrittsgelder sind eine wichtige Finanzierungsquelle für die nicht unerheblichen Ausgaben der Treffen. Aber die Durchsetzung könnte auch anders aussehen: Zwang zur Registrierung und Bezahlung auf der Schauseite (Kuehl 2011), also nur im Programm vermerken und alle Teilnehmenden dazu auffordern, aber keine Kontrolle oder gar Durchsetzung dieser Regeln. Das würde dem Anspruch des WSF, dass alle mitmachen können sollen, die wollen, entsprechen. Dadurch, dass häufig kontrolliert wurde, wurde im Devianzfall klar gemacht, wer dazu gehört – also auch, wer nicht dazu gehört. Allein durch den Kauf von Eintrittskarten wird ein gemeinsames

3 Dies kann auch mit dem Attentat auf das Bardomuseum zusammenhängen, das nicht einmal eine Woche zuvor stattfand und zu einer erhöhten Terrorgefahr führte.

Merkmal aller Teilnehmenden geschaffen, die *Badges* dienen der (Wieder-)Erkennbarkeit. Oder, mit Goffman ausgedrückt:

»Wo solche Ausschlussbestimmungen gelten, ist es klar, dass die einfache Anwesenheit einer Person, ganz gleich welches Verhalten sie währenddessen an den Tag legt, entweder ihre Qualifikation zum Eintritt oder aber Regelwidrigkeit dokumentiert.« (Goffman 1971: 22)

Die Zugangspunkte haben noch eine zweite Besonderheit, die sich am besten an den Sicherheitskontrollen am Zaun in Tunis verdeutlichen lässt: Hier wurde eine Sicherheitskontrolle mit Metalldetektoren, Taschenkontrolle und Abtasten durchgeführt. Vor dem Metalldetektor, der ersten Station der Kontrolle, bildeten sich Schlangen bzw. eine Menschenansammlung mit unklarer Schlangenbildung.

Für Erving Goffman bilden solche Zugangspunkte interessante Stationen für eine Untersuchung. In seinem Text zu Normaler Erscheinung (Goffman 1982f) untersucht er auch Zugangspunkte zu Räumen und Flächen als Quelle von Unsicherheiten für Individuen. Derartige Zugangspunkte wie Türen, Fenster oder Tore werden von den sich drinnen befindenden Personen deshalb ständig auf Alarmzeichen hin beobachtet. Alarmzeichen sind Zeichen, die ihnen unnormale oder gar gefährlich erscheinen, also etwa ihre körperliche Integrität oder ihre ›Territorien des Selbst‹ (Goffman 1982e) angreifen könnten.

An den Zugangspunkten zum Campus Al-Manar in Tunis gab es nun keine Masse drinnen wartender Personen, die die Ankommenden auf mögliche Verhaltensabweichungen hin beobachteten wie Goffman es für Fenster und Türen beschreibt. Dafür war der Campus zu weitläufig. Stattdessen gab es speziell dafür installierte Rollen: Das Sicherheitspersonal hatte die Aufgabe, genau diese Beobachtungen zu tätigen: Sind die Individuen, die Einlass begehren, dazu berechtigt? Führen sie etwas im Schilde? Gleichzeitig zeigte das Vorhandensein der Sicherheitskontrolle den Wartenden auch an: Hier handelt es sich um eine Situation, die womöglich Gefahren beinhaltet. Wie verhält man sich nun in solch einer Situation? Während Sicherheitskontrollen in arabischen Ländern auch im Alltag für Bevölkerung und Tourist*innen häufig vorkommen (etwa in Einkaufszentren), sind sie in westlichen Staaten in der Regel begrenzt auf Flughäfen, Ministerien oder Konzernzentralen reser-

viert.⁴ Es gibt kaum ein Set an Verhaltensnormen für Sicherheitskontrollen in Alltagssituationen für die breite Bevölkerung.

Worauf greift man also zurück? Einerseits auf das Schlangestehen, Warten und Unauffälligkeit. Diese sind mögliche Praktiken, die man etwa aus Flughafenkontrollen kennt. Andererseits machte sich eine Stimmung breit, auch bei uns, die als gespannte Ruhe vielleicht am besten beschrieben werden kann. Ruhe kam auf, weil nach kurzer Zeit ein Situationsverstehen eintrat: Wir müssen hier warten, bis unsere Zugangsberechtigung und unsere Ungefährlichkeit geprüft wurden. Gespannt war die Ruhe, weil einige Tage zuvor ein islamistischer Anschlag auf Tourist*innen verübt wurde und wir in einer Menschenmenge ungeschützt unter einer Autobahnbrücke warteten. Dass etwa 30, zum Teil schwer bewaffnete, Sicherheitskräfte an einem vergleichsweise kleinen Tor standen, verstärkte den Eindruck von Unsicherheit. Und doch: Aggressiv wurde die Stimmung nicht, trotz Hitze und einer Wartezeit von etwa 30 Minuten (vgl. WSF 2015 –Tag 2).

Ein weiterer Aspekt ist interessant an den Zugangskontrollen. Abgesehen von der Unterscheidung der Teilnehmenden von den Nichtteilnehmenden, gibt es noch weitere Differenzierungen nach Herkunftsregion, gesprochener Sprache, Hautfarbe, thematischem Interesse, politischer Ideologie etc. Diese Differenzierungen werden erst nach Einlass richtig deutlich, zeigen sich nur langsam in den Veranstaltungen, die besucht werden, anhand der Vorlieben für bestimmte kulturelle Darbietungen, der Haltung zum Existenzrecht Israels uvm. Beim Warten in der Schlange werden jedoch alle Wartenden gleichgemacht: Sie sind alle auf Einlass Wartende, sie können sich nicht aufgrund von Status, Hautfarbe oder Professorentitel vordrängeln. Vermutlich dürften Referent*innen für besonders dringende Veranstaltungen auf ihre Funktion für den Veranstaltungsablauf aufmerksam machen und würden vorgehen, auch wenn dies nicht beobachtet wurde. Es wählt auch kein*e Türsteher*in aus, wer hineindarf: Es wird nicht anhand der Hautfarbe, der Kleidung, des Geschlechts diskriminiert, sondern lediglich auf Sicherheit und eine Zugangsberechtigung geprüft. Es ließen sich keine Menschen erkennen, die innerhalb der halben Stunde Wartezeit abgewiesen wurden. Menschen

4 Obwohl sie natürlich auch hier zunehmen, nicht zuletzt aufgrund vieler terroristischer Anschläge in den letzten Jahren. Dass man im Museum oder im Einkaufszentrum aber durch einen Metalldetektor laufen muss, ist in Europa oder den USA alles andere als normal.

ohne *Badge* wurden lediglich in ein Zelt weit hinter der Absperrung geschickt, wo sie einen Teilnahmeausweis kaufen konnten (WSF 2015 – Tag2).

Die Gleichheit der Wartenden führte in Tunis zu ersten Vergemeinschaftungspraktiken: Menschen, die sich kannten und hier zufällig wiedertrafen, begrüßten einander, unterhielten sich. Zwei Massai in traditionellem Gewand wurden mehrfach gefragt, ob man sich mit ihnen fotografieren lassen könne. Es gab zum Teil orientierende Fragen danach, ob man warten müsse, wo das Ende der Schlange sei, wie lange es dauere (ebd.).

Die Sicherheitskontrolle fiel dann recht lax aus, das Piepen der Metalldetektoren war mehr Hintergrundgeräusch denn Kontrollauftrag, nur größere Taschen und Rucksäcke wurden kontrolliert (WSF 2015 –Tag 2). Nach dem Einlass veränderte sich die Stimmung noch einmal: Die angespannte Ruhe wich einer Offenheit, die sich durch die gesamte Zeit auf dem WSF ziehen würde. Bereits das Warten vor der Sicherheitskontrolle macht also die Teilnehmenden gleich, zuerst als Wartende ohne Ansehen der Person, des Status, der Herkunft oder Hautfarbe, und dann, nachdem sie die Schranke passiert haben, als Teilnehmende des Weltsozialforums. Durch die Einlasskontrolle wurden die Menschen als Teilnehmende, als Zugehörige zu einer Gruppe, homogenisiert und waren als solche erkennbar – trotz aller Diversität, die sie aufwiesen und zeigten. Diese Offenheit, auf die später vertiefend eingegangen wird, zeigte sich u.a. an einer größeren Kontaktbereitschaft, an einer offeneren Körpersprache und auch daran, dass Menschen sich häufiger ansprachen als außerhalb der Zäune und Gebäude.

Gelegenheitsstrukturen

Nach dem Zugang zum Veranstaltungsgelände, öffnete sich in Tunis ein mehrere Hektar großer Campus mit mehreren Gebäudeansammlungen und mit ungenutzten Sportplätzen in der Mitte. Durch diese Größe fehlte ein zentraler Treff- und Sammelpunkt. Die einzelnen Fakultäten waren teilweise noch einmal mit Zäunen und Toren abgegrenzt und bildeten eigene Einheiten.

Die verschiedenen Fakultäten waren zehn bis 20 Minuten Fußweg voneinander entfernt. In der Mitte befand sich der sog. *food court*, ein etwa vier bis sechs Fußballfelder großer, eingezäunter Bereich mit Essensständen. Aufgrund des schlechten Wetters war er vor allem matschig und nass, Holzplanen ebneten den Weg zu den Essensständen und Zelten, die sich dort befanden. Laut Aussage einer Teilnehmenden wurde dieser zentrale Platz beim WSF 2013, das am selben Ort stattfand, viel stärker genutzt (vgl. Interview 1).

Die Fakultäten in Tunis bestanden aus Gebäuden von unbestimmbarer Architektur mit unklarer Ausschilderung. Um sie herum befanden sich – zumindest im Zentrum der jeweiligen Campusabschnitte – viele verschiedene Stände und Zelte. Diese schienen nach vorher festgelegten Prinzipien verteilt, an manchen noch leeren Zelten klebten zu Beginn des ersten Tages Schilder, die darauf hinwiesen, wem sie zugeteilt waren. An allen drei Fakultäten befand sich jeweils zentral mindestens ein Stand mit Freiwilligen (durch eine blaue Weste gekennzeichnet), die für Fragen bereitstanden und den Weg wiesen (sofern sie ihn kannten, vgl. WSF 2015 – Tag 1).

Dieser Zuschnitt des Veranstaltungsortes – kein zentraler Platz, verschiedene, recht weit auseinanderliegende Fakultäten – schufen ganz andere Gelegenheiten, sich zu treffen als etwa in Paris. In Tunis waren die Veranstaltungen thematisch in verschiedenen Fakultäten gruppiert: Veranstaltungen zu Ökologie und Klimawandel fanden in der naturwissenschaftlichen Fakultät statt, während solche zu politischen Fragen oder der Ausbeutung von Arbeiter*innen in der sozialwissenschaftlichen Fakultät abgehalten wurden. So wurde befördert, dass man – wenn man längere Fußwege scheute – vor allem Veranstaltungen aus einem Themenbereich besuchte, aber auch zwischen den Veranstaltungen immer dieselben Menschen wiedertraf.

In Paris war die Architektur des Veranstaltungsortes anders als in Tunis: Fast alle Veranstaltungen fanden in einem Universitätsgebäude statt. Der Campus hatte eine Wiese direkt zwischen zwei für die Veranstaltungen genutzten Unigebäuden. Die Wiese war immer wieder zentraler Ort für Treffen, kleine Demonstrationen und Pausen. Diese wurde schon am ersten Tag von den ankommenden Teilnehmenden in Beschlag genommen, wie diese Feldnotiz festhält:

Draußen auf der Wiese bilden sich einzelne Gruppen von Menschen, andere gehen (scheinbar mit Ziel, jedenfalls nicht ziellos suchend) umher. Einige treffen sich, erkennen sich wieder. [...] Viele der Anwesenden inspizieren den Inhalt der Beutel, lesen das Programm oder einige der kleinen Broschüren, die über Ungerechtigkeiten der Welt wortreich aufklären. Andere liegen auf dem Boden in der Sonne. Es scheint so als blieben sie »unter sich«, unter ihnen bekannten Menschen. Ab und zu sieht man Menschen, die einander begrüßen [...].

Es gibt im Außenbereich mehrere Stände mit Essen, politischen Angeboten, und einige Tische und Stühle, die teilweise ohne erkennbare Funktion umher stehen. Die Stimmung ist friedlich, durch Jazzmusik aus der Ferne hat

sie auch etwas Erwartendes. Rote (und weiße, aber weniger) Attac-Fahnen wehen an den Laternenmasten [...] (ESU 2014 – Tag 1)

Die Örtlichkeiten zerfaserten anders in Montreal 2016: Es gab keinen zentralen Platz und keine Umzäunung. Die Universitäten und Freiflächen waren alle in der Montrealer Innenstadt verteilt, auf einem Gebiet von etwa 5x3 Kilometer. Es mussten also lange Wege zwischen den Veranstaltungen zurückgelegt werden. Durch die Lage in der Innenstadt war das Publikum auf den Straßen auch sehr gemischt, WSF-Teilnehmende bildeten eine Gruppe, mischten sich aber mit Tourist*innen und Einheimischen.

Das WSF 2016 integrierte sich in das Montrealer Stadtgeschehen und machte nur durch Banner, Zelte und kleinere Veranstaltungen sowie den Eröffnungsmarsch durch die Innenstadt auf sich aufmerksam. Es gab keinen zentralen Platz, auf dem man sich zufällig traf. Man lief denselben Menschen weniger häufig über den Weg als in Paris oder Tunis. Dadurch wurden Zugehörigkeitshinweise wie die *Badges*, ein WSF-Programm in der Hand oder Sticker, Banner oder Fahnen sozialer Bewegungen als Zugehörigkeitsmarker wichtiger. In den genutzten Gebäuden dagegen gehörte der überwiegende Teil der Menschen zum WSF.

Die Architektur befördert oder erschwert Nutzungsmöglichkeiten, ohne diese zu determinieren: Die Teilnehmenden können die Architektur so nutzen, wie sie es vorgibt, sie können sie sich auf andere Weisen aneignen, sie entfremden, verändern, ausschmücken. Aber sie müssen sich mit ihr auseinandersetzen, denn sie ist erst einmal da, gebaut (größtenteils) aus Stein und Stahl. Auch auf den Treffen sozialer Bewegungen werden Räume häufig so genutzt, wie man sie vorfindet. Vor allem Seminarräume und Hörsäle werden zur Wissensvermittlung und Diskussion genutzt, manchmal wird die Sitzordnung auch so beibehalten, wie sie vorgefunden wird.

Auf den Treffen sozialer Bewegungen werden Räume aber auch neu und anders genutzt, als es (wahrscheinlich) ihre Intention war, als es auch die normalen sozialen Anlässe sind, die die Plätze sonst bevölkern (Goffman 1971: 31ff.): Straßen werden für Demonstrationen genutzt, Plätze für Trommeldarbietungen, und Seminarräume für die Diskussion über die Verbesserung der Welt, nicht für das Erlernen von prüfungsrelevantem Stoff. Natürlich sind die Nutzungsarten oft angelehnt an die Bauart der Orte: In Seminarräumen wird

weniger demonstriert als diskutiert (auf Plätzen dafür umso mehr) und für Workshops werden häufig Räume mit zumindest konstruierten Abgrenzungen (Wände oder Zeltplanen) genutzt als Straßen. Die Umwidmung von Räumen zeigt sich auch manchmal in einer Veränderung im Raumarrangement: Sitzreihen werden zu Stuhlkreisen, Straßen werden für Verkehr gesperrt und Treppen von Musikgruppen besetzt. Die Raumnutzung auf den Weltsozialforen unterscheidet sich stellenweise von der Alltagsnutzung derselben Orte.

Die Abweichungen sind manchmal größer, wie z.B. auf den Veranstaltungsgeländen ständig stattfindende Demonstrationen, wo sonst keine stattfinden. Oder sie sind kleiner, wie das ständige Kommen und Gehen auf Veranstaltungen, der aktive Einbezug neu Hinzugekommener in die Workshops, das Steigen über Tische. Was diese Abweichungen jedoch mit sich bringen, sind größere Orientierungsbedürfnisse. Die vermeintliche Orientierung, die eine bekannte Architektur mit sich bringt, ist nur eine scheinbare. Stahl und Beton sagen noch nicht viel über die Nutzung eines Raumes aus. Hierfür bedarf es weiterer Hilfsmittel, um die es im Weiteren gehen wird.

b) Zeitliche Strukturierung und Themen

Weitaus weniger sichtbar, nicht aus Stahl und Beton erbaut, sind die zeitlichen und sachlichen Strukturen der Treffen. Die Weltsozialforen sind Großveranstaltungen, die aus vielen kleineren Veranstaltungen bestehen. Selbstorganisierte Workshops, welche von Mitgliedern sozialer Bewegungen und Organisationen angeboten und durchgeführt werden, stehen dabei, sowohl was ihre Anzahl als auch die zugeschriebene Bedeutung durch die Teilnehmenden angeht, im Zentrum. Sie werden über eine Onlinemaske gemeldet, von einer Arbeitsgruppe zugelassen und mit Zeiten und Räumen versorgt (vgl. Interview 2). Allerdings wurden pro selbstorganisierten Workshop und gestaffelt nach weiteren Leistungen (etwa Übersetzung) recht hohe Gebühren für das Anbieten von Workshops erhoben.⁵

Ergänzt werden diese selbstorganisierten Formate durch zentral organisierte Veranstaltungen, etwa Konvergenzveranstaltungen, Eröffnungs- und Schlussveranstaltungen und zentrale Konferenzen (*grande conferences* in Mont-

5 So war es zumindest in Tunis, zu Montreal liegen mir dazu keine Informationen vor (vgl. Interview 2).

real/Foren in Paris). Ob und in welcher Ausgestaltung es diese weiteren Veranstaltungen gab, war von Treffen zu Treffen unterschiedlich.

Zeitstruktur

Die Zeitstruktur – und damit das Gewicht der unterschiedlichen Formate – war bei den drei untersuchten Treffen unterschiedlich. Die Zeitstruktur war ebenso wie das gesamte Programm in Programmheften abgedruckt, die man spätestens bei der Anmeldung überreicht bekam. Sie war kurz vor Beginn auch online einsehbar.

Das Programmheft des Weltsozialforums 2015 hatte 88 Seiten und listete in vier Sprachen (Englisch, Arabisch, Spanisch, Französisch) über 3000 Veranstaltungen auf. Es startete am ersten Tag mit den gleichzeitig ablaufenden Veranstaltungen *Youth Assembly* und *Women's Assembly*, worauf ein Eröffnungsmarsch folgte. An den meisten Tagen fanden von 8.30-17.30 Uhr Workshops in drei Schichten statt: Je von 8.30-11 Uhr, 11.30-14 Uhr und 15.00-17.30 Uhr. Neben diesen Veranstaltungen, welche die Mehrzahl aller Workshops ausmachten, gab es sog. *convergence assemblies*. Diese sollten an den vorletzten beiden Tagen (jeweils 15-17.30 Uhr) die Teilnehmenden und Diskussionsergebnisse mehrerer thematischer Veranstaltungen zusammenführen. Sie fanden damit zeitgleich mit selbstorganisierten Workshops statt. Am Abschlusstag sollte es neben den letzten zwei Schichten selbstorganisierter Aktivitäten noch eine Zusammenführung der Ergebnisse der Konvergenzveranstaltungen geben⁶, bevor die Veranstaltung am selben Tag mit einer Abschlussdemonstration schloss. Die selbstorganisierten Workshops standen hier im Zentrum. Auffällig war, dass den beiden Gruppen junge Menschen und Frauen eine zentrale Stellung damit eingeräumt wurde, dass sie vor dem eigentlichen Veranstaltungsbeginn (der Eröffnungsdemonstration) in der *Youth* bzw. *Women's Assembly* zusammenkommen konnten. Darüber hinaus waren die Konvergenzveranstaltungen so getaktet, dass zumindest einige thematische Workshops vor ihnen lagen.

Die Zeitstruktur war auf dem Forum 2016 in Montreal eine etwas andere. Mit 1500 Veranstaltungen wurde nur etwa die Hälfte im Vergleich zum WSF in Tunis angeboten.⁷ Es waren an drei Tagen – Mittwoch bis Freitag –

6 Diese Veranstaltung fiel mangels Teilnehmenden aus.

7 Ob das daran lag, dass weniger Veranstaltungen angemeldet wurden, diese stärker zusammengefasst wurden oder gar aufgrund von Raumproblemen einige abgesagt wurden, ist mir nicht bekannt. Da es keine Beschwerden über Absagen durch das Orga-

jeweils zwei Slots (9-11.30 und 13-15.30 Uhr) für selbstorganisierte Workshops vorgesehen. Das führte dazu, dass viele Veranstaltungen gleichzeitig stattfanden. In diesem Zeitplan haben sogar die Pausen expliziten Netzwerkcharakter (siehe Abbildung). Konvergenzveranstaltungen fanden hier an allen drei Tagen statt. Sie waren nicht für die Zeit nach den eigentlichen Workshops angesetzt.

Abbildung 4: Zeitstruktur auf dem WSF 2016, Montreal.

TUESDAY 9 Parc Lafontaine and Place des festivals]	WEDNESDAY 10 – THURSDAY 11 – FRIDAY 12 Downtown Montreal	SATURDAY 13 Parc Jarry]	SUNDAY 14 Parc Jarry
9 AM - 6 PM: Registration	9 AM - 11:30 AM: Self-managed activities 11:30 AM - 1 PM: Networking Lunch Break	9 AM - 1 PM: Agora of initiatives for Another World	9 AM - 5 PM: Network consolidation meetings
2 PM - 5 PM: Creative Gathering	1 PM - 3:30 PM: Self-managed activities 3:30 PM - 4 PM: Networking break	1 PM - 3 PM: Gigantic Potluck 3 PM - 5 PM: Collective appropriation of action plans - Construction of the common calendar	2 PM - 6 PM: Back to the future
5:30 PM - 6:30 PM: Opening March	4 PM - 6 PM: Convergence Assemblies for Action	7 PM - 9 PM: The evening of the wise	
6:30 PM - 11 PM: Grand Opening Event	6 PM - 7:30 PM: The Grand Conferences 7:30 PM - 8:30 PM: Networking break 8:30 PM - 1 AM: Cultural programming	9 PM - 11 PM: Festive Night	

Quelle: World Social Forum 2016: 7

Auch die von Attac organisierte Sommeruniversität 2014 setzte auf eine Mischung aus selbstorganisierten Workshops, Diskussionsforen (oder schlicht Foren) genannten Großveranstaltungen und einen »Morgen der Konvergenz« (vgl. Attac 2014: 6f.). Die selbstorganisierten Veranstaltungen waren unterteilt in dreitägige Seminare, die jeweils aufeinander aufbauten, und Workshops, die nur einmal stattfanden (ebd.: 12ff.).

nisationssteam gab (etwa über die E-Mail-Liste WSF-Discuss oder auf Veranstaltungen) und auch über die Zusammenlegung nicht lamentiert wurde sowie wegen der geringeren Teilnehmerszahlen erscheint die erste Antwort jedoch als wahrscheinlich.

Die selbstorganisierten Workshops fanden bei allen drei untersuchten Veranstaltungen über den Tag verteilt statt – das gab ihnen ein gewisses Gewicht, da sie den Hauptteil der Tageszeit einnahmen. Dies wiederum steht im Einklang mit dem Anspruch des WSF, einen Raum für soziale Bewegungen zu bieten, um sich zu treffen und auszutauschen (vgl. Kap. 4). Was bedeuten sie aber für die Strukturierung von Interaktionen?

Die Workshops bieten einen Anlass, zu einer bestimmten Uhrzeit (Anfangszeit des Workshops plus absehbare Verzögerungen beim Start) hinzugehen, aber auch, zu bestimmten Zeiten zu pausieren. Die zeitliche Abstimmung aller Workshops taktet auch die Pausen gleich, schafft so gemeinsame Zeiten zum Beispiel zum Essen, zum Treffen, für Verabredungen. Natürlich bieten diese Zeiten nur Orientierung, und im Gegensatz etwa zu Seminaren an Universitäten gibt es keine Verpflichtung oder starke Erwartung an Anwesenheit. Damit ähneln sie beispielsweise eher wissenschaftlichen Konferenzen, bei denen das Publikum auch während der oft langen Veranstaltungen wechselt. Auf dem WSF kommen Menschen später und gehen früher, sie klettern über Sitzbänke (vgl. WSF 2015 – Tag 3), sie wechseln zwischen Workshops, ohne, dass es thematisiert werden würde. Und doch bietet die zeitliche Lage der Workshops eine Orientierung für die Tagesgestaltung, für die Planung des Rahmenprogrammes und der Mahlzeiten.

In unterschiedlichem Maße gab es auf den verschiedenen Weltsozialforen neben selbstorganisierten Workshops auch vom lokalen Organisationsteam zentral organisierte Veranstaltungen. Während letztere in Tunis bis auf die Eröffnungs- und Schlusdemonstration und die beiden Versammlungen der Frauen und Jugend ganz fehlten, viele Formate gleichzeitig stattfanden und es keine zentral organisierten Großveranstaltungen gab, wurde ihnen in Montreal und Paris ein separater Raum in der Zeitstruktur eingeräumt. Dies führte auch dazu, dass sie gut besucht waren, weil es keine oder kaum Parallelveranstaltungen gab. In Montreal wurde auch den *Convergence Assemblies* ein eigener Slot am Nachmittag aller drei Workshop-Tage eingeräumt (16–18 Uhr). Dies ist eine Reaktion auf eine immer wieder geäußerte Forderung sowohl auf dem Forum 2015 als auch 2016: Der Zusammenführung der Ergebnisse der vielen Einzelveranstaltungen mehr Raum zu geben, damit das WSF auch dazu beiträgt, sozialen Wandel anzustoßen (vgl. Protokolle 2015, 2016).

In Montreal waren die Abende jeweils für die insgesamt elf *Grande Conférences* reserviert. Im Gegensatz zu den selbstorganisierten Workshops und *Convergence Assemblies* wurden diese zentral organisiert. Es stand weniger der Austausch als ein Bühnenprogramm im Vordergrund – sprachlich (Reden,

Kabarett), oft aber auch künstlerisch (Musik, Tanz, Performances) oder als Mischung aus beidem. Dafür wurden auch Prominente eingeladen, z.B. die Intellektuelle Naomi Klein oder die malische Politikerin Aminita Traoré.⁸

Die zentral organisierten Veranstaltungen waren größer und besser besucht als die meisten Workshops. Mehr noch: Sie schufen Ereignisse, die gemeinsam erlebt wurden. Man konnte davon ausgehen, dass andere Teilnehmende auf einer dieser Veranstaltungen gewesen sind, zumindest konnte man danach fragen und hatte somit gleich ein Smalltalk-Thema. Auf »Wie fandst Du Naomi Klein gestern Abend?« konnte mit »Toll!« oder »Ich bin leider nicht reingekommen, es war schon voll.« geantwortet werden. Während man sich über den Inhalt von Workshops also zuerst verständigen musste, wenn man nicht dieselben besucht hatte, bildeten die Großveranstaltungen mögliche thematische Bezugspunkte, über die viele Leute Bescheid wussten. Was Naomi Klein gesagt hatte, darüber musste man sich nicht verständigen, also konnte man gleich damit einsteigen, wie man es bewertete. Einige wenige, vielleicht sogar prominent besetzte Großveranstaltungen bildeten also wahrscheinliche und auch unverfängliche, wenig umständliche Themen für Interaktion.

Warum es diese unterschiedlichen Zeitstrukturen und damit Schwerpunktsetzungen gab, lässt sich anhand meines Materials nicht reflektieren.⁹ Bei allen untersuchten Veranstaltungen standen die selbstorganisierten Workshops jedoch im Vordergrund. Diese Zeitstrukturen orientierten den Tagesablauf von WSF-Teilnehmenden, ohne ihn zu determinieren. Mehr noch: Die zentrale Stellung der Workshops gab ihnen einen gewissen normativen Charakter. Zu Workshops zu gehen ist nicht begründungspflichtig,

8 Die aufgrund von Visaproblemen nicht kam, was zu Empörung führte: Traoré war kurz zuvor noch eine der Kandidatinnen für das Amt der UN-Generalsekretärin gewesen, s.o.

9 Die Frage tauchte auch erst im Vergleich der Treffen auf und nicht bereits während der Treffen selbst. Ein möglicher Grund kann in einer Beobachtung liegen, die in Tunis mehrfach gemacht wurde und auch später von Teilnehmenden so reflektiert wurde: Das Weltsozialforum 2013 und 2015 in Tunis hatte vor allem regionale Bedeutung. Nach dem Sturz des tunesischen Diktators Ben Ali musste so etwas wie eine tunesische Zivilgesellschaft erst einmal entstehen – Initiativen mussten sich gründen und selbst finden, an eine Zusammenführung der Initiativen war noch nicht zu denken. Orte dafür jenseits des Weltsozialforums existierten lange Zeit nicht. In Paris und Montreal dagegen trafen sich besser etablierte Bewegungen, mehr Menschen aus liberalen Demokratien, die einen besonderen Fokus auf die Vernetzung legten, deren Arbeit davon stärker profitieren konnte (siehe WSF 2015 – Vorbereitungstreffen; Interview 2).

den ganzen Tag nur auf dem Veranstaltungsgelände herumzulaufen und an Zelten und Ständen Gespräche zu führen, schon. Das Sprechen über Workshops machte einen wichtigen Teil von informellen Interaktionssituationen aus (z.B. Interview 1; Interview 5). Diese zeitliche Struktur gab auch einen groben Rahmen für alles, was sonst passiert: Essen, Besuch von Ständen, Spontandemonstrationen u.v.m. Die Zeitstruktur hatte eine orientierende Funktion für die Teilnehmenden.

Interaktive Anschlussmöglichkeiten

Die Workshops schaffen darüber hinaus Anschlüsse für informelle Treffen. Auf die Frage, was er auf dem WSF am wichtigsten findet – Workshops, kulturelle Aktivitäten oder Demonstrationen – antwortet einer der Organisatoren des Forums:

»I think everything is important. You know, when for the evening, you go to the city center and in each bar of Tunis you see everybody you see here during the day. And it's also a time when a lot of things happen. Because people are drinking, they are speaking and this way. The more important decisions are made in the bars. But to make these decisions, we have to use these moments of formal speaking and discussions that (*unverständlich*) the thinking. And we have to have some places of music, of performance.« (Interview 3)

Die Workshops bieten den Rahmen für Weiteres. Sie tun dies, weil sie zum einen Themen setzen, zum anderen – für den Interviewten wichtiger: Man trifft Personen, die man dann wiedertreffen kann. Es entstehen Anknüpfungspunkte durch bekannte Gesichter.¹⁰

10 Das gilt, vermittelter, etwa auch für Demonstrationen: Ähnlich ging es uns auch mit zwei der Volunteers: Wir lernten sie kennen, als wir zur Eröffnungsdemonstration gingen – eine sicherheitsbezogen heikle Situation, da sich am Startpunkt (einem großen Kreisverkehr) nicht nur viele Autos mit tunesientypisch anarchistischer Fahrweise tummelten, sondern auch viele Sicherheitskräfte unübersichtlich verteilt waren. Die Anschläge auf das Bardo Museum waren keine Woche her, wir wirkten wohl unsicher und wussten nicht recht, wo entlang und wohin. Zwei Volunteers, gekleidet mit den blauen Westen, sagten, wir sollten ihnen folgen und dass sie einen sicheren Weg gehen würden. Sie zeigten uns Gruppen, von denen wir uns besser fernhalten sollten. In den folgenden Tagen grüßten wir uns jedes Mal, wenn wir uns auf dem Campus wiedertrafen. Bekannte Gesichter waren geschaffen, die Bekanntschaft wurde durch Grüßen immer wieder aufgefrischt. Im Gegensatz zu Badges und Beutel (vgl. Kap. 9) wurde durch das gemeinsame Besuchen von Veranstaltungen ein personalisiertes Wiedererkennen ermöglicht.

Die Workshops sind als »moments of formal speaking« (Interview 3, s.o.) wichtig, um Bekanntschaft zu schaffen: Menschen treffen sich *wieder* abends beim Bier und hat man zumindest ein erstes gemeinsames Thema durch den gemeinsam besuchten Workshop. So wird die Grundlage für weitere Interaktionen geschaffen.

Die Bedeutung von Themen

Bisher habe ich von Veranstaltungen als inhaltslosen Containern gesprochen, welche die Tagesabläufe der Teilnehmenden strukturieren. Aber natürlich haben all die Workshops und Veranstaltungen Themen. Ihre Liste ist lang, die thematischen Schwerpunkte unterschieden sich jeweils auf den drei Treffen. Die unterschiedlichen Schwerpunkte sind zum einen durch den Austragungsort zu erklären: Regionale Themen sind jeweils stark vertreten, ein nennenswerter Anteil der Teilnehmenden kommt jeweils aus der Region (s. Kapitel 4). Außerdem spielten immer auch die Weltläufe mit hinein: In Tunis war islamistischer Terrorismus ein wichtiges Thema, in Montreal die bevorstehenden US-Präsidentschaftswahlen 2016.

Die folgende Einteilung in Oberthemen, die im WSF-Programm 2016 in Montreal angewendet wurde, gibt einen groben Überblick über die Spannweite der Workshop-Themen (Quelle: World Social Forum 2016; eigene Darstellung):

1. Economic, Social and Solidarity Alternatives facing the Capitalist Crisis
2. Democratization of Knowledge and Right to Communication
3. Culture of Peace and Struggle for Justice and Demilitarization
4. Decolonization and Self-Determination of Peoples
5. Rights of Nature and Environmental Justice
6. Global Struggles and International Solidarity
7. Human and Social Rights, Dignity and Fight against Inequalities
8. Struggles against Racism, Xenophobia, Patriarchy and Fundamentalism
9. Fight against the Dictatorship of Finance and for Resource Distribution
10. Migration, Refugees and Citizenship Without Borders
11. Democracy, Social and Citizen Movements
12. Workers against Neoliberalism
13. Cultural, Artistic and Philosophical Expressions for Another Possible World

Welche Bedeutung haben Themen für Interaktion? Sie konzentrieren den Sprechprozess in Interaktionssituationen: Interaktion kann vorwiegend ein Thema zur gleichen Zeit behandeln, auf das sich dann die Beiträge der Teilnehmenden beziehen müssen – Abweichung kann geahndet werden. Die Setzung und sequentielle Bearbeitung eines Themas reduziert die Komplexität der Umwelt für Interaktionssysteme so weit, dass sie bestehen können (Luhmann 2009b [1975]: 29). André Kieserling schreibt Themen --in systemtheoretischem Vokabular – die Funktion zu, die Autopoiesis von Interaktionssystemen aufrechtzuerhalten (Kieserling 1999: Kap. 7). Auf den Großkonferenzen sozialer Bewegungen haben Themen neben der Fokussierung von Interaktion und ihrer Selbstreproduktion noch eine weitere Funktion: Sie konstituieren einen Teil der Interaktionssysteme erst, indem sie zuerst da sind und Anlässe für Treffen bilden. Dies trifft vor allem auf die Workshops zu, die thematisch ausgeschrieben werden. Hierdurch locken sie Teilnehmende an – oder fallen, bei Desinteresse, bei zu geringer Teilnehmendenzahl aus (vgl. WSF 2015 – Tag 4).

Themen sorgen auch für eine Sortierung der Teilnehmenden: Es finden sich vorwiegend Menschen zu einem Workshop ein, die das angegebene Thema verstanden und Interesse daran haben. Dieses Interesse mag dann sehr heterogen sein, aber es kann als gegeben vorausgesetzt werden – sonst hätte man ja nicht kommen brauchen bzw. kann wieder gehen, ohne Sanktionen befürchten zu müssen. Das ist anders als beispielsweise am Esstisch in der Familie, in Schulklassen während der Pflichtschulzeit oder in den Grundlagenveranstaltungen an Hochschulen: Die Selbstselektion der Teilnehmenden impliziert Interesse, sie können für störendes Verhalten gemäßregelt werden (»Dich interessiert das Thema doch auch, sonst wärst Du nicht hier.«). Mehr noch: Demonstrativ zur Schau gestelltes Desinteresse gilt als normativ falsch.

Woher kommen die Themen, die auf Weltsozialforen verhandelt werden? Themen sind, das stellt André Kieserling (1999) fest, immer sowohl Themen der Interaktion als auch der (Welt-)Gesellschaft als umfassendstem Sozialsystem. Die auf den WSF verhandelten Themen sind auch auf Gesellschaftsebene vorhandene. Das zeigt sich auch an der oben gemachten Aufstellung: Menschenrechte, Terrorismus und soziale Gerechtigkeit sind medial wie politisch oft genannte Begriffe.

Die Themenwahl sozialer Bewegungen ist allerdings spezifischer: Die Workshops beschäftigten sich allesamt mit Inhalten, die sich auf soziale Kämpfe beziehen (z.B. »Global Struggles and International Solidarity«). Der Begriff bezeichnet Angelegenheiten, um die sich soziale Bewegungen in ihrer

Selbstbeschreibung kümmern. Soziale Bewegungen bearbeiten Themen wie Demokratie, sozialen Wandel oder Armut, nicht aber das Wetter von Morgen (außer als Phänomen des Klimawandels), die Architektur von Fahrstühlen oder die Werke von Johann Sebastian Bach. Die Themenauswahl ist also spezifisch¹¹, und sie spiegelt wider, wer sich hier trifft: soziale Bewegungen, die sich für sozialen Wandel einsetzen oder ihn (seltener) verhindern wollen.

Exkurs: Soziale Kämpfe als verbindende Kategorie sozialer Bewegungen

Für diesen spezifischen Themenzuschnitt wird zumeist ein Begriff verwendet: soziale Kämpfe. Der Begriff soziale Kämpfe ist so omnipräsent auf den Weltsozialforen, man kann ihn als Bestandteil der normativen Ordnung der Treffen bezeichnen. Es lohnt sich deshalb, ihn als Teil der Interaktionsordnung zu behandeln. Erstaunlich daran ist: So breit der Begriff im Feld sozialer Bewegungen sowie in der Literatur verwendet wird, so findet sich keine Forschung zur Begriffsentstehung und -verwendung. Dass soziale Bewegungen soziale Kämpfe ausfechten, scheint *common sense* zu sein, der kaum hinterfragt wird. Aber es lohnt sich zu schauen, wie ein solches scheinbar allgemeingültiges Label funktioniert.

Was zuerst auffällt, ist die Allgegenwart des Begriffs. Nach ihrem generellen Eindruck eines Weltsozialforums gefragt, kommt eine Interviewpartnerin sofort auf soziale Kämpfe zu sprechen:

»Aber ich meine, es ist einfach unglaublich krass, dass auf so einem kleinen, an so einem kleinen Ort, also auf diesem Campus, so viel Kämpfe gleichzeitig präsent sind. Und das einfach ein irres Potenzial hat, sich zu vernetzen untereinander und voneinander zu lernen.« (Interview 1)

Ohne darauf angesprochen worden zu sein, benutzt die Interviewte die Kategorie »Kämpfe« (das häufig verkürzend für soziale Kämpfe genutzt wird, beides sind im Feld gängige Bezeichnungen), um die vorgestellten Initiativen zu beschreiben. Gleich darauf beschreibt sie, dass diese »Kämpfe« aneinander andocken könnten, und zwar spezifisch als Vernetzung und voneinander lernen. Daraufhin geht sie darauf ein, warum sie die Präsenz verschiedener »Kämpfe« als bereichernd empfindet:

11 Natürlich wird auch über das Wetter gesprochen, Fahrstühle für zu eng gehalten und es mag sogar Gespräche über klassische Musik geben. Aber diese Themen werden mit großer Sicherheit nicht als Veranstaltungstitel auftauchen oder Hauptthemen von Workshops sein.

»Und irgendwie auch zu merken, man ist nicht ALLEIN damit auf der Welt, so. Ähm, ich glaube, das macht total viel aus, auch wenn nicht konkret politisch dann daraus etwas erwächst. Einfach zu merken, es gibt viele Leute auf der Welt, die haben irgendwie ähnliche Probleme und, äh, ja, ich bin halt nicht alleine in meinem Kampf.« (Interview 1)

Einzelne Akteur*innen und Bewegungen merken durch das Zusammentreffen auf dem Weltsozialforum, dass sie nicht allein für eine andere Welt einstehen, sondern dass regional verstreut auch andere Akteur*innen ähnliche Anliegen vertreten. Die Markierung dieser Ähnlichkeit verläuft auch über die Bestimmung als soziale Kämpfe. Ein weiterer Interviewpartner bezeichnet die Weltsozialforen sogar als

»the only place where social movements from all over the world can meet together and try to share their experience, their views and try to build some new struggles for changing the world.« (Interview 3)

Was sind »Kämpfe« und vor allem, was macht sie sozial? Auf den ersten Blick handelt es sich um Themenbezüge, doch es ist noch mehr: Soziale Kämpfe bezeichnen die Bemühungen, mit den Mitteln von sozialen Bewegungen innerhalb eines Themenfeldes Veränderungen zum Positiven zu bewirken (oder zum Negativen zu verhindern). Obwohl der Begriff »soziale Kämpfe« sowohl durch sein Attribut »sozial« wie auch durch den radikalen Kampfbegriff speziell wirkt, wird er breit angewandt (z.B. aktuell Azócar 2013; Küpeli 2013). Vermutlich ist es eine Weiterentwicklung des Begriffes »Klassenkampf«, der sich aber von Klassenkonzepten absetzt. Er ist sogar derart durchgesetzt im Feld, dass eine Erforschung dieser Semantik, ihrer Konstruktion und ihrer Wirkungen nicht notwendig scheint. Vielmehr wird er auch in der Bewegungsforschung als selbstverständliches Betätigungsfeld sozialer Bewegungen übernommen (vgl. etwa das Themenheft »Soziale Kämpfe in der Postdemokratie« des Forschungsjournal *Soziale Bewegungen* 2014). Doch es lohnt sich, genauer hinzuschauen, denn der Begriff erbringt auch auf den WSF wertvolle Leistungen.

Die verbale Militanz, die der Kampfbegriff mit sich bringt, ist dabei keineswegs aussagekräftig für die Wahl der Mittel. Nur die wenigsten sozialen Bewegungen kämpfen heute noch mit der Waffe (oder Steinen) in der Hand für ihre Ziele. Und das »soziale« der Kämpfe changiert irgendwo zwischen einem karitativen Sozialitätsbegriff – anderen Menschen helfen, für sie da sein, sich für sie einsetzen – und einem soziologischen: gesellschaftlich, zwischen-

menschlich, von Menschen – für Menschen. Das Soziale an diesen Kämpfen, so scheint es, ist eben, dass sie nicht mit gewaltsamen Mitteln gefochten werden.

Wie funktioniert der Begriff sozialer Kämpfe? Eine Möglichkeit, seiner Funktionsweise auf die Spur zu kommen, ist, ihn als soziale Kategorie zu untersuchen. Kategorisierung vollbringt eine Ordnungsleistung, die es uns ermöglicht, nicht permanent von den uns umgebenden Eindrücken erdrückt zu werden (Heintz 2016: 312). Kategorien ordnen unsere Wirklichkeit: Tiere können als Hunde, Katzen oder Vögel bestimmt werden, Essbares als Obst, Gemüse, Falafel oder Burger, Menschen in Mann, Frau oder einer anderen Geschlechtsidentität zugehörig. Kategorisierung findet also ständig statt, ist ein alltäglicher Prozess. Kategorien sind soziale Übereinkünfte über die Ordnung der Dinge (Bennani 2017: 31). Sie reduzieren die Komplexität der Welt, machen sie handhabbar.

Kategorien dekontextualisieren vom Einzelfall und machen damit verschiedene Ereignisse, Menschen oder Dinge vergleichbar, die Eigenschaften miteinander teilen (Heintz 2010; Bennani 2017: 35). Eviatar Zerubavel beschreibt, dass der Prozess der Kategorisierung zwei verschiedene Leistungen beinhaltet: »lumping« und »splitting«. Während beim »lumping« Dinge als ähnlich und zu einer gemeinsamen Kategorie gehörend beschrieben werden, betont das »splitting« Unterschiede zwischen diesen Kategorien. Beim »lumping« werden Unterschiede innerhalb von Kategorien unsichtbar gemacht, beim »splitting« Unterschiede zwischen Kategorien hervorgehoben (Zerubavel 1996). Einmal institutionalisierte Kategorien lassen dann wiederum Vergleiche zwischen den kategorisierten Einheiten wie auch Subdifferenzierungen zu: In der Kategorie »Frau« können schwarze Frauen eine Subkategorie sein, die man mit »indigenen Frauen« im Hinblick auf ein Vergleichskriterium – beispielsweise Betroffenheit von häuslicher Gewalt – vergleicht. Während Humandifferenzierungen in letzter Zeit einige Prominenz erlangt haben (vgl. etwa Bennani 2015, 2017 zur Kategorie der Indigenen), ist Kategorisierung nicht auf Menschen beschränkt.

Wie handhaben soziale Bewegungen Kategorien? Die Teilnehmenden der Weltsozialforen engagieren sich alle für kleinere oder größere, abstrakte oder konkrete Verbesserungen von Lebensumständen. Genauso, wie Menschen ihre Umwelt kategorisieren, kategorisieren Repräsentant*innen sozialer Bewegungen ihre erst einmal heterogenen Aktivitäten – als soziale Kämpfe. Diese Beschreibung stülpt sehr heterogenen Aktivitäten und Herangehensweisen ein gemeinsames Dach über. Ihnen wird ihr lokaler Kontext genommen: Der

Kampf um Zugang zu Wasser im Westjordanland wird mit dem Widerstand gegen einen Rechtsruck in Brasilien und Menschenrechtsaktivismus in Florida zusammengefasst.

Wie funktioniert die Kategorie »soziale Kämpfe« auf den von heterogenen Teilnehmenden und sozialen Bewegungen bevölkerten Weltsocialforen? Welche Bestandteile hat die Kategorie sozialer Kämpfe? Wie ist es möglich, dass sie so heterogene Aktivitäten wie die oben beschriebenen auf einen Nenner bringt? Auf drei wichtige Bestandteile möchte ich eingehen: ähnliche Probleme, ein gemeinsamer Feind und eine gemeinsame Zukunftsvorstellung.

Ähnliche Probleme

Der erste Bestandteil der Kategorie sozialer Kämpfe ist die Konstruktion *gemeinsamer Probleme*. Einzelne Problemlagen, mit denen sich soziale Bewegungen auseinandersetzen, etwa der Kampf um sauberes Trinkwasser, die Verschlechterung des ÖPNV in Brasilien oder die Preissteigerungen für Abwasser in Paris werden dann etwa zum Problem »privatization of public services« (WSF 2016 – Tag 2). Gewalt gegen indigene Frauen, Ghettoisierung dunkelhäutiger Menschen in Venezuela und Bandenkriminalität in der Chicagoer South Side werden zum gemeinsamen Schicksal Schwarzer auf der gesamten Welt (Interview 4; hier wird auf eine Personenkategorisierung aufgesattelt). Scheinbar fragmentierte, versprengte Probleme werden zu *einem ähnlichen Problem* konstruiert. Sie werden in die Kategorien »unzureichende öffentliche Infrastruktur« oder »Diskriminierung Schwarzer« oder »Gewalt gegen Frauen« subsumiert. Die Probleme müssen dabei nicht dieselben sein, es genügt schon eine gewisse Ähnlichkeit, um Anschlussfähigkeit zu sichern.

Alle zusammen sind sie Probleme des Zustandes der Welt, der (Über-)Lebensfähigkeit, der Würde von Menschen. Es sind »ernste« Probleme und zwar solche, die mehr als nur einzelne Personen betreffen. Dieser Akt des »lumping« unterscheidet die spezifischen *sozialen* Kämpfe aber auch, indem er sie »splittet« etwa von den Problemen eines Konzerns, mit dem digitalen Wandel mitzuhalten; von den Auswahlproblemen beim Einkaufen oder der Kleidungswahl für eine Abendveranstaltung. Häufig ist das »lumping« zu ähnlichen Problemlagen naheliegend, etwa, wenn alle Migrant*innen dieser Welt als mit ähnlichen Problemen konfrontiert beschrieben werden (WSF 2015 – Tag 4 RM). Manchmal jedoch überrascht das »lumping«, es erscheint auf den ersten Blick wie zufällig, etwa bei der Subsumierung sehr verschiedener Probleme (Abwasserpreise, Nahverkehrsinfrastruktur und Krankenhausqua-

lität) als Problem der öffentlichen Infrastruktur. Will man herausfinden, welche Oberkategorien sozialer Kämpfe auf den jeweiligen Treffen präsent sind, wird man am ehesten bei den Themen der Konvergenzveranstaltungen fündig: Diese mehrere Workshops zusammenfassenden Veranstaltungen sind zwar thematisch zu einem gewissen Grad flexibel, da sie durch Diskussionen im Organisationsteam entstanden sind. Sie basieren aber auf den angemeldeten Workshops, einer generellen Einschätzung von sozialen Bewegungen nahen Personen, und spiegeln somit durchaus Themenkonjunkturen nach.

Für das Funktionieren dieser Subsummierung ist ein weiterer Bestandteil der Kategorie sozialer Kämpfe verantwortlich: die Konstruktion eines gemeinsamen Feindes.

Ein gemeinsamer Feind

Das auf den Weltsozialforen häufig und lautstark benannte Feindbild schwankt zwischen den nicht ganz kongruenten, abstrakten Begriffen Kapitalismus und Neoliberalismus.

Die schon 2001 geschriebene Charta benutzt beide Begriffe synonym. Egal, wer direkt für bestimmte Probleme verantwortlich ist, für deren Beseitigung sich soziale Bewegungen einsetzen, das Grundproblem bestehe im Kapitalismus und seinen Adepten. Hierüber besteht erstaunlich viel Einigkeit. So hört man von ganz verschiedenen Aktivist*innen verschiedener Herkunft und politischer Ausrichtung, dass dies das Hauptproblem sei. Auf den Foren selbst ist der Neoliberalismus stärker als Feindbild präsent, in Veranstaltungstiteln ebenso wie in der Argumentation von Teilnehmenden (z.B. WSF 2015 – Tag 4 RM; WSF 2016 – Tag 2, Tag 3 und Tag 4). Allerdings sieht man, wenn man sich Veranstaltungstitel und Ausrichter anschaut, dass linksradikale soziale Bewegungen häufiger den Kapitalismus benennen als den Neoliberalismus (z.B. Interview 1; Interview 2).

Manchmal werden weitere Feindbilder benannt, etwa: »Hegemony of whiteness, neoliberalism, oppression of palestinian people, religious right.« (WSF 2016 – Tag 3) Häufig jedoch wird Neoliberalismus als die eigentliche Ursache benannt: Neoliberales Denken führe zu all den unterschiedlichen Problemen, gegen die sich die versammelten sozialen Bewegungen jeweils einsetzten. Hierin wird auch die Herkunft des Weltsozialforums als der politischen Linken sichtbar. Diese hatte über 100 Jahre den Kapitalismus als Gegner, seit dem Aufkommen der globalisierungskritischen Bewegung wurde das *Framing* eher in Richtung Neoliberalismus ausgebaut (Ayres 2004,

2005). Ayres stellt die These auf, dass der als neoliberal bezeichnete Politiken einen gemeinsamen Erfahrungsschatz bildeten:

»The record of neoliberalism has given activists a wealth of shared experiences from which to fashion a meaningful and increasingly transnationally shared understanding of the perceived negative effects of such policies.« (Ayres 2004: 13)

Ayres sieht in den 1990er Jahren aus verschiedenen Protestbewegungen einen Masterframe »Antineoliberalismus« entstehen, der sich in die 2000er Jahre fortsetzt. Die starke und verbreitete Nutzung des Feindbildes »Neoliberalismus«, auch gegenüber dem Kapitalismus, auf den Weltsozialforen erstaunt also nicht. Darauf, dass am Ende irgendwie immer der Neoliberalismus schuld sei, können sich alle einigen.

Auffällig ist, dass die Gegner*innenschaft vage bleibt: Neoliberalismus ist ein Begriff, in den vieles inkorporiert werden kann. Gerade diese Vagheit ermöglicht eine breite Anschlussfähigkeit der eigenen Anliegen. Christian Schröder benennt dies wie folgt:

»Auch vage Vorstellungen von Neoliberalismus als Protestgegner begünstigt die schwache Verbindung zwischen vielen zivilgesellschaftlichen Gruppierungen. [...]Das Konzept des Neoliberalismus ist plastisch genug, um es an die Inhalte und Ziele jeder Gruppierung anpassen zu können und gleichzeitig robust genug, um eine gemeinsame, übergreifende Identität herzustellen.« (Schroeder 2015: 111)

Interessanterweise ist es jedoch auch eine Argumentation, die ein Primat der Wirtschaft über alle anderen Gesellschaftsbereiche annimmt: Die Wirtschaft und ihr Denkgerüst und vor allem darauffolgendes Handeln ist ursächlich für die Verwerfungen dieser Welt.¹² Auch in der ursprünglichen Konzeption als Gegenevent zum *Weltwirtschaftsforum* in Davos zeigt sich diese Konstruktion einer gemeinsamen Gegner*innenschaft (vgl. etwa das wiederholte Erwähnen des *World Economic Forum*; Interview 1).

Auffällig ist weiter, dass es bei der Problemkonstruktion durchaus mehrere Probleme gibt, die jeweils Subpopulationen der Teilnehmenden, aber nicht

12 Ähnliche Argumentationen gibt es auch in Bezug auf das Dritte Reich: In ihnen wird die Unterstützung der Großindustrie für die Nationalsozialist*innen als Ursache dafür angesehen, dass diese sich durchsetzen konnten. Ursächlich war das Profitstreben der Wirtschaft, die dann massiv vom Kriegswillen der Nationalsozialist*innen profitierte.

unbedingt alle betreffen. Bei der Konstruktion eines*r Gegners*in dagegen gibt es nur einen großen, vagen Gegner: den Neoliberalismus.

Eine gemeinsame Zukunftsvorstellung

Wohin sollen all diese Kämpfe gegen verschiedene Probleme führen? In ihren Zukunftsvorstellungen bleiben soziale Bewegungen unkonkret. Häufig wird die Abwesenheit von etwas als Zukunftsvision gesehen: Wenn diese oder jene Ungerechtigkeiten abgestellt sind, ist das Ziel erreicht. Die Zapatistas, eine Organisation, die in der Vorgeschichte der Weltsozialforen eine gewisse Rolle spielten, formulierten gar die eigene Abschaffung qua Überflüssigkeit als Ziel ihres Kampfes (Olesen 2005).

Christian Schröder hat untersucht, wie sich die Weltsozialforen auf ihren Webseiten präsentieren und folgende Gemeinsamkeiten gefunden: Die Foren präsentieren sich als »Inseln der Utopie«, die sich von einer Außenwelt abgrenzen, die als »gewalttätig«, »intolerant« und »von Hass erfüllt« beschrieben wird. Ein Sozialforum ist demnach ein Schutzraum: »Außerhalb des Sozialforums ist der Feind oder Gegner allorts präsent.« (Schröder 2015: 110) Die Außenwelt gilt als verbesserungswürdig, während sich auf den WSF diejenigen treffen, die eben diese Verbesserung anstreben und bewirken wollen (ebd.). Die gemeinsame Zukunft ist dabei eine vage und unbestimmte, aber auch eine als bessere Welt vorgestellte. Diese Vagheit ermöglicht es wiederum – ähnlich wie beim Feindbild Neoliberalismus – eine breite Diversität von sozialen Bewegungen anzusprechen, weil dieses Bild erst einmal niemanden ausschließt.

Die Kategorisierung von sozialen Kämpfen läuft also über ähnliche Probleme, die abstrakter sind als Einzelprobleme, aber doch nicht so weit geht, dass ein Problem für alle vorhanden wäre. Gleichzeitig sind ein vager Feind – der Neoliberalismus – und eine vage, nämlich bessere Zukunft für die Welt Bestandteile der Kategorie sozialer Kämpfe.

Über die Konstruktion gemeinsamer, im Gegensatz zu den anderen beiden Bestandteilen noch konkreter Probleme wird die Eingemeindung möglichst vieler sozialer Bewegungen ermöglicht. Sie finden sich mit ihrem »Kampf« auf den Weltsozialforen wieder, der Austausch ist durch die Problemkonstruktion und durch die Homophilie bei Workshops (siehe Kapitel 6f) groß genug, als dass sie das Gefühl haben können, Erkenntnisfortschritte für ihre Arbeit zu erzielen. Das ist es, was Christian Schröder als Dissensfiktion beschreibt: Soziale Bewegungen haben das Gefühl, in ihren Anliegen

weit genug zu differieren, um ihre eigene Bewegungsidentität bewahren zu können (Schroeder 2015).

Gleichzeitig erfolgt die Eingemeindung der Aktivitäten sozialer Bewegungen in die Kategorie sozialer Kämpfe auf den Dimensionen Feindbild und Zukunftsvorstellungen recht grob: Neoliberalismus und eine bessere Zukunft als die Gegenwart sind breite Vorstellungen, in denen sich viele wiederfinden können. Hier kann man mit Schröder (in Anlehnung an Hahn, s.u.) von einer Konsensfiktion sprechen: Die Vagheit auf beiden Dimensionen und zugleich die globale Anwendbarkeit ermöglichen es möglichst vielen Personen und Bewegungen, sich in der Kategorie »soziale Kämpfe« wiederzufinden.

Diese Kategorie ermöglicht es also, dass die Teilnehmenden sich als zusammengehörig empfinden, indem sie gewisse Ähnlichkeiten in den Vordergrund stellen, ohne jedoch ihre jeweilige Bewegungsidentität aufzugeben. Die Kategorisierung ist Vorbedingung dafür, dass die Teilnehmenden sich nicht allein fühlen, dass sie mit einem erhebenden Gefühl heimfahren bzw. fliegen, weil sie so viele andere Menschen getroffen und gesehen haben, die doch *für dieselbe Sache* eintreten. Die ständige Kategorisierung von Aktivitäten und Themen als soziale Kämpfe schafft also ein Grundgefühl der Zusammengehörigkeit zwischen den Teilnehmenden auf Ebene der Themen von Interaktion. Zugleich erklärt der Begriff den spezifischen Zuschnitt eines Großteils der auf den WSF interaktiv verhandelten Themen.

* * *

Wie läuft die Orientierung nun weiter ab? Teilnehmende stellen auf den Weltsozialforen schnell fest, dass in Workshops nicht nur die offiziell angegebenen Inhalte, etwa die beschriebenen sozialen Kämpfe, besprochen werden. Ein weiteres Thema drängt sich ständig auf, und dies geht dann über André Kieserlings Vorschlag, Themen seien immer auch Strukturen der Gesellschaft, hinaus: Die Interaktionssituation selbst wird häufig zum Thema.¹³ Das zeigt sich beispielsweise daran, dass zu Beginn (und oft auch zwischendrin) einer

13 Dieser Vorschlag knüpft an Luhmanns Unterscheidung von Interaktion, Organisation und Gesellschaft an – drei Ebenen, auf denen Systembildung je unterschiedlich (über reziproke Wahrnehmung in Anwesenheit; über Mitgliedschaft und über kommunikative Erreichbarkeit bzw. Zurechenbarkeit auf einen Code) stattfindet (Luhmann 2009c [1975]). Kieserling schlägt vor, alle in der Interaktion behandelten Themen seien auch gleichzeitig auf Gesellschaftsebene präsent und anschlussfähig (1999).

Veranstaltung das Thema auf die Übersetzung des Workshops in verschiedene Sprachen kommt (s.u. Kap. 8). Es herrscht, das zeige ich im nächsten Kapitel, auf dem Weltsozialforum der normative Anspruch vor, dass man einander verstehen können soll. Deshalb wird, sofern es keine zuvor entschiedenen (und bezahlten) Übersetzungsrollen gibt, häufig zu Beginn von Veranstaltungen sowohl abgefragt, wer welche Sprachen versteht und spricht, als auch, wer in die dann benötigten Sprachen übersetzen kann. Somit werden die Gelingensbedingungen von sprachlicher Verständigung – dem Hauptmedium in Workshops – explizit gemacht und es wird interaktiv ausgehandelt, wie das Gelingen organisiert werden kann.

Aber Übersetzung ist nur das auffälligste Beispiel der Thematisierung der Situation, auch, weil diese Frage oft am Anfang von Veranstaltungen steht. Häufig kommt es zu Aushandlungen darüber, in welchem Verhältnis Vorträge und Diskussionen zueinanderstehen, auf welche Weise (z.B. Zeitbeschränkungen) miteinander diskutiert wird oder auf welche thematischen Aspekte der Fokus der Diskussion gesetzt werden soll (z.B. WSF 2016 – Tag 2, Tag 3). Spannend daran ist, dass diese Fragen nur sehr selten bereits am Anfang einer Veranstaltung geklärt werden. Sie kommen vielmehr im Verlauf auf, wenn die Zeit knapp wird und Redebeiträge in ihrer Länge begrenzt werden müssen, wenn Vorträge zu lang werden und das Publikum mitreden möchte, oder wenn Einzelne zu viel Gewicht bekommen. Die Aushandlungen umfassen eben Zeitbeschränkungen für Redebeiträge, manchmal auch Zeichen zur Verständigung, häufig das Verhältnis von ›Expert*innen‹ und Publikum und sonstige Diskussionsregeln. Sie unterscheiden sich ebenso zwischen den Workshops wie auch in der Art ihrer Setzung: Manchmal machen Moderator*innen Vorgaben oder Vorschläge, manchmal wird zwischen den Anwesenden ausgehandelt. Diese interaktionseigenen Aushandlungen überlagern die Workshop-Themen vielfach, es gibt kaum Veranstaltungen, wo sich die Teilnehmenden nicht über Aspekte der Interaktion verbal austauschen. Diese Interaktionsthemen sind sehr spezifisch und sie werden immer wieder anders verhandelt – je nachdem, wer anwesend ist. Es fällt schwer, sie gleichzeitig auch als gesellschaftliche Themen zu verstehen, da ihr Bezug ganz klar und nur auf die gerade ablaufende Interaktionssituation ist. Themen sind also bei weitem nicht immer gesellschaftliche Strukturen, auch Interaktion schafft welche, die nach ihrer Thematisierung sofort wieder verfliegen und der Gesellschaft kaum mehr zur Verfügung stehen.

Die Ausgangsfrage dieses Kapitels lautete, wie Teilnehmende sich auf den Treffen sozialer Bewegungen orientieren. Neben der räumlichen Infrastruktur der Austragungsorte bieten auch die zeitliche und die sachliche Strukturierung der Treffen Orientierungspunkte. Die zeitliche Lage vor allem von Workshops und weiteren Veranstaltungen orientiert den Tagesablauf von Teilnehmenden: Wenn sie über das Recht auf sauberes Trinkwasser diskutieren wollen, müssen sie zu der Zeit den Workshop aufsuchen, der genau dies zum Thema hat und können auf andere, hinreichend orientierte und interessierte Teilnehmende hoffen. Die temporale Lage von Veranstaltungen strukturiert auch das, was an informalen Interaktionen oder Kulturveranstaltungen stattfindet: Wahrscheinlich wird es außerhalb der Seminarräume leerer sein, wenn gerade Großveranstaltungen mit ›Promis‹ stattfinden als in den gleichgetakteten Pausen, in denen viele Menschen zu den Essensständen strömen, an denen sich dann womöglich Schlangen bilden.

Während die vorgegebenen zeitlichen Strukturen erst einmal für alle Teilnehmenden gleich sind (freilich aber sehr unterschiedlich genutzt werden), führen Themen zu ihrer Differenzierung. Zwar sind die Workshopthemen erst einmal für alle gleich. Aufgrund ihrer Anzahl (3000 Workshops in Tunis, etwa die Hälfte in Montreal) und ihrer Gleichzeitigkeit ist es jedoch für ein Individuum nicht möglich, alle zu besuchen. Die Fülle zwingt also zur Auswahl von Themen, die man – aus welchen Gründen auch immer – bearbeiten möchte. Das führt, wie ich oben schrieb, dazu, dass sich in Workshops Menschen treffen, bei denen ein gewisses Interesse am Thema vorausgesetzt werden kann.

Welche Beziehungen haben die Menschen, die sich in Workshops und darum herum treffen, zueinander? Um diese Frage dreht sich der nächste Abschnitt, der die Sozialdimension des Weltsozialforums beleuchtet.

c) Soziale Beziehungen

Während sich die bauliche und räumliche Infrastruktur unmittelbar und mithilfe des Programms, auch die zeitliche und thematische Strukturierung der Treffen schnell erschließt, ist es komplizierter, was die sozialen Beziehungen auf den Weltsozialforen angeht.

Wer trifft sich auf den Weltsozialforen? Anhand der wenigen verfügbaren Daten (Kapitel 4) und eigener Beobachtungen (Kapitel 6) habe ich dargestellt, dass die heterogenen Teilnehmenden etwa zur Hälfte aus dem jeweiligen Aus-

tragungsland kommen, es eine große Gruppe aus dem globalen Norden gibt, viele Teilnehmende eine (sozialwissenschaftliche) Hochschulausbildung genossen haben und von den Angereisten die meisten in einer Berufs- oder Engagementrolle und nur sehr wenige als einfache, schlicht interessierte Teilnehmende angereist sind.

Einige der Teilnehmenden kennen sich bereits. Gründe dafür könnten sein, dass sie zusammen in einer Organisation arbeiten und gemeinsam angereist sind, weil sie ein Engagement im selben Themenbereich verbindet und sie sich in der Vergangenheit bereits auf ähnlichen Treffen kennengelernt haben, obwohl sie sonst in unterschiedlichen Ländern oder gar Erdteilen leben, oder, weil sie befreundet sind und nun gemeinsam auf dieses Event gehen. Szenen des Wiedersehens gab es bei allen drei untersuchten Treffen, etwa auf der Wiese in Paris (vgl. ESU – Tag 1) oder zu Beginn von Workshops (WSF 2015 – Tag 3 RM). In diesen Begrüßungen wird eine Norm angewandt, die weltweit zu gelten scheint, nämlich, dass bekannte Personen einander gegenseitig als bekannt wahrnehmen und dies nonverbal oder verbal zu erkennen geben.¹⁴ Bei der großen Anzahl an Teilnehmenden ist trotzdem davon auszugehen, dass die meisten der Teilnehmenden sich nicht kennen. Sie haben, so würde es Goffman nennen, anonyme Beziehungen zueinander, also Beziehungen unter Unbekannten (Goffman 1982b: Kap I, v.a. 256). Sie haben also, zumindest zu Beginn der Veranstaltungen, wenige Anhaltspunkte, wem sie gegenüberstehen.

Die Zugangsschranken (s.o.) zum Veranstaltungsort teilen die Anwesenden in Teilnehmende und Nichtteilnehmende ein. Befindet man sich auf dem Veranstaltungsgelände, kann man im Normalfall also davon ausgehen, dass

14 »In unserer Gesellschaft, wie in anderen, gibt es Institutionen, die sich speziell auf das Recht und die Pflicht beziehen, sich an Blickkontakten zu beteiligen. Da ist zunächst die soziale Beziehung von »Bekanntschaft«. Ihre Voraussetzungen sind erfüllt, wenn zwei Personen einander gegenseitig identifizieren können aufgrund von Informationen, deren Inhalt sie von allen anderen Menschen unterscheidet, und wenn sie einander eingestehen, dass dieser Zustand wechselseitiger Informationen besteht. Ist diese Informationsbeziehung hergestellt zwischen zwei Menschen, scheint sich, abgesehen von bestimmten Ausnahmen, eine soziale Beziehung daraus zu ergeben, die beide Personen auf eine neue, normalerweise zeitlich unbefristete gemeinsame Basis stellt. Wenn sie aufs Neue in die gleiche Situation kommen, haben sie die Pflicht zu oder das Recht auf Blickkontakt.« (Goffman 1971: 111)

alle, die einem begegnen, ebenfalls am WSF teilnehmen.¹⁵ Interessant wird die Unterscheidung von Teilnehmenden und Nichtteilnehmenden erst, wenn sich beide Gruppen vermischen. In Paris und Tunis war dies aufgrund der abgeschlossenen Veranstaltungsarchitektur (s.o.) kaum der Fall, in Montreal jedoch mischten sich lokale Bevölkerung, Tourist*innen, Geschäftsleute und WSF-Teilnehmende. Trotzdem gab es vielfältige Erkennungszeichen: Teilnehmende hatten Badges und sonstige Bewegungsaccessoires, etwa T-Shirts und Westen ihrer Bewegungen, Programmhefte in der Hand, Mützen mit antikapitalistischen Ansteckern, Rucksäcke mit Aufnahmen. Mit Goffman kann man diese Zeichen als Beziehungszeichen erkennen. Zwar verhandelt er unter diesem Begriff vor allem solche Zeichen, die Personen in *face-to-face*-Situationen einer anderen Person und unbeteiligten Dritten gegenüber machen, um eine Beziehung zwischen zwei Personen zu charakterisieren (Goffman 1982b). Aber durch das geteilte Wissen darüber, wie ein WSF-Badge aussieht, zu welchem Ereignis es Zutritt verschafft und zu welchem Zweck dieses Ereignis dient, sowie das Wissen, dass auch andere *Badge*-Inhaber*innen dies wissen, schafft bei Sichtung eine Beziehung zueinander. Aus gänzlich Unbekannten werden durch diese Erkennungszeichen Mitglieder *einer* Gruppe (ausführlich: Kapitel 9b).

Wie veränderte dieses Erkennen von Mitgliedern der In-Group nun das Verhalten innerhalb dieser Gruppe? Teilnehmenden gegenüber scheint es eine größere, wenn auch diffuse Offenheit zu geben. Das zeigt eine Selbstbeobachtung in Montreal: Während ich Teilnehmenden trotz Sprachschwierigkeiten und Zeitdruck bereitwillig Fragen nach dem Weg beantwortete (oder zumindest die Bruchstücke an Wissen weitergab, die ich hatte), war ich den um Geld bittenden und bettelnden Menschen, die sich im Viertel um die UQAM (die Universität, in der die meisten Veranstaltungen stattfanden) weniger aufgeschlossen gegenüber. Ich war sogar sehr schnell genervt von ihnen (vgl. WSF 2016 – Tag 4). Eine ähnliche Selbstbeobachtung hatte ich bereits 2015 in Tunis gemacht.

Auch wenn ein Großteil der Teilnehmenden zu Beginn der Treffen anonyme Beziehungen zueinander hat, bieten sich viele Möglichkeiten, diese in verankerte Beziehungen zu verwandeln. Letztere sind laut Goffman Beziehungen zwischen konkreten Individuen, die bereits auf eine Beziehungsgeschichte zurückblicken können: Man kennt sich, grüßt sich im Normalfall, verbindet

15 Natürlich gibt es ganz offensichtliche Ausnahmen, wie Reinigungs- und Sicherheitspersonal oder Menschen hinter Essens- und anderen Verkaufsständen.

etwas mit der anderen Person (Goffman 1982b: Teil I). Auf den Weltsozialforen scheint es eine *gesteigerte Offenheit für die Verwandlung anonymer in verankerte Beziehungen* zu geben. Das überrascht nicht, kommen hier doch Menschen zusammen, die das Schicksal anderer Menschen und der Welt interessiert, die sich engagieren und häufig eine gesteigerte Offenheit für Andere und Anderes mitbringen. Dafür sorgt schon die Selbstselektion, die zur Teilnahme führt.

Diese Offenheit für verankerte Beziehungen zeigte sich etwa in Tunis darin, dass beständig und sehr früh Kontaktdaten ausgetauscht werden. Bereits am ersten Tag des WSF, in der *Assemblée des jeunes*, wurde ich von meinem Nebenmann – einem tunesischen Studenten – angesprochen. Es stellte sich schnell heraus, dass er Deutsch sprach. Fortan übersetzte er mir die arabischen Reden und Beiträge auf dem Podium, die nicht ins Französische oder Englische übersetzt wurden. Nach kurzer Zeit fragte er nach meinen Kontaktdaten und notierte mir seine (vgl. WSF 2015 – Tag 1). Ähnlichen und zahlreichen Austausch von Handynummern und E-Mail-Adressen, bei Einheimischen verbunden mit Angeboten von Stadtführungen gab es in Tunis (vgl. auch WSF 2015 – Tag 2 TS, Tag 2 RM; Interview 1; Interview 8). In Montreal führte mein Badge mehrmals dazu, dass ich als dem WSF zugehörig identifiziert und nach dem Weg gefragt wurde (WSF 2016 – Tag 4). Hieraus entspann sich eine Unterhaltung darüber, welche Veranstaltung wir besuchen wollten. Eine weitere Offenheit vereinfachte die Forschung immens: Es wurden so gut wie keine Interviewanfragen abgelehnt. Selbst Australierinnen, die uns sehr knappe Antworten gaben und das Gefühl vermittelten, das Interview möglichst schnell beenden zu wollen, lehnten die Anfrage trotzdem nicht ab (Interview 4).

Neben der gesteigerten Offenheit, welche die Teilnehmenden schon mitbringen, gibt es zwei weitere Gründe, warum anonyme Beziehungen sich schneller zu verankerten wandeln konnten: Zum einen gibt es viele offene Gelegenheiten auf den Treffen. Ein klassisches Beispiel für eine offene Gelegenheit ist eine Party (Goffman 1982a: 278): Es handelt sich dabei um Situationen, in denen man problemlos (weil nicht begründungspflichtig) mit Unbekannten ins Gespräch kommen kann. Auf den Weltsozialforen gibt es überall Informationsstände, es gibt Warteschlangen und Flyerverteilungen, Demonstrationen und kulturelle Darbietungen und überall ist es leicht möglich, sich mit seinem*r Nebenmann*frau darüber auszutauschen, zu fragen, woher man kommt und eine Zigarette zu teilen (vgl. z.B. WSF 2015 – Tag 2 RM).

Zweitens besteht wie oben beschrieben viel Aushandlungsbedarf zwischen den Teilnehmenden. Zwar gibt es Orientierungspunkte, von denen ich einige in diesem Kapitel beschrieben habe (weitere folgen im nächsten Teil). Die Gehordnung auf der Demonstration, die Reihenfolge beim Schlangestehen, die Redeliste in der Diskussion, das Platzmachen oder Sitzenbleiben in der Sitzordnung, die kontinuierliche Orientierung an und Neuorganisation der Übersetzung, sogar die Redeweise und Beitragslänge im Workshop: All das ist Gegenstand konstanter Aushandlungsprozesse. Diese Aushandlungsprozesse finden oft unbemerkt am Rande von Interaktionssituationen statt, manchmal werden sie für kurze Zeit Thema der gesamten Interaktion (s.u. Kapitel 8). Diese kleinen und größeren Aushandlungsprozesse bringen Menschen unwillkürlich miteinander in Kontakt, die sonst vielleicht nicht miteinander sprechen würden. Einmal ausgehandelt, einmal Teilnehmende im selben Kreis der Flüsterübersetzung gewesen, hat ihre Beziehung eine Verankerung bekommen, auf die man zurückgreifen kann.

Die Offenheit auf den Weltsozialforen anderen Teilnehmenden gegenüber äußert sich also in einer gesteigerten Kontaktbereitschaft. Das ist anders, als die von Goffman für Interaktion unter Unbekannten postulierte höfliche Gleichgültigkeit (*civil inattention*, vgl. Goffman 1971: Teil III). Natürlich wirken Menschen auch hier abgewandt, schauen einander nicht permanent in die Augen. Allerdings sprechen sie sich häufig gegenseitig an und die erwartete Antwort auf das Ansprechen scheint eine positive, freundliche Reaktion zu sein. Ob es sich um die Frage nach dem Weg, die Übernahme eines Flyers, eine Interviewanfrage oder die Frage nach Mithilfe bei der Einrichtung einer Workshop-Situation ist: Die Teilnehmenden reagieren ohne Ansehen ihrer Person offen und freundlich und engagieren sich eher, als sie es im Alltagsleben tun würden.

Auf den Weltsozialforen gibt es, auch aufgrund ihrer Größe, viele anonyme und zunächst wenige verankerte Beziehungen. Doch es scheint eine gewisse Affinität dafür zu geben, anonyme Beziehungen zu verankern: Offenheit für Andere, die Erwartung an das unbekannte, aber doch vorhandene Engagement des Anderen, viele offene Gelegenheiten und konstanter Aushandlungsbedarf ermöglichen es, Beziehungen zu verfestigen, Wiedererkennungspunkte zu schaffen und gemeinsame Themen zu haben.

d) Typologie von Interaktionen

Die Interaktionsanforderungen auf dem Weltsozialforum sind immens. Beständig wird man verwickelt in kleinere und größere Interaktionen, mal mit Themenschwerpunkt, mal mit personalem Schwerpunkt. Recht schnell schälen sich auch gewisse Typen heraus, die häufiger anzutreffen sind.

Interaktionstypen und ihre Eigenschaften

Für die Charakterisierung der verschiedenen Interaktionstypen schlage ich einen Dreischritt vor: Erstens beschreibe ich, welche externen Orientierungsangebote Menschen in bestimmten, typischen Interaktionssituationen nutzen können. Zweitens nutze ich die Unterscheidung zentrierter und nicht-zentrierter Interaktionssituationen von Goffman, die Auskunft darüber gibt, um was für Situationen es sich generell handelt. Drittens mache ich den Unterschied zwischen Leistungs- und Publikumsrollen, wie ihn die Systemtheorie unterbreitet, für Interaktionssituationen nutzbar. Dieser Dreischritt ermöglicht mir zweierlei: Zum einen kann ich typische Interaktionssituationen charakterisieren, auch im Hinblick darauf, woran sich Teilnehmende orientieren. Zweitens kann ich zeigen, inwiefern die Ausgestaltung typischer Interaktionssituationen auf den Weltsozialforen anders ist als in ähnlichen Situationen außerhalb der Treffen sozialer Bewegungen.

Zentrierte und nicht-zentrierte Interaktion

Eine Möglichkeit, die Unterschiede zwischen verschiedenen typischen Interaktionssituationen zu beschreiben, ist Goffmans Vorschlag, zwischen zentrierten und nicht-zentrierten Interaktionen bzw. ihrer Mischform – zugänglichen Interaktionen – zu unterscheiden (vgl. Goffman 1971).

Nicht-zentrierte Interaktion beschreibt das Zusammensein in Wahrnehmungreichweite und das körperliche Einstellen auf dieses Zusammensein, ohne jedoch einen gemeinsamen Aufmerksamkeitsfokus zu haben (vgl. ebd., v.a. Teil II). Sie betrifft die »bloße Handhabung gemeinsamer Anwesenheit« (ebd.: 35). Beispiele sind gemeinsames Warten auf den Bus oder im Fahrstuhl oder das Zuschauerdasein bei Konzerten. Zentrierte Interaktion verfügt dagegen über einen gemeinsamen Aufmerksamkeitsfokus der Beteiligten, sie kooperieren sichtbar (vgl. ebd.). Gespräche unter Freunden, Kolloquien am Kamin oder ein Skatspiel in der Kneipe sind alltägliche Beispiele (ebd.: v.a. Teil III).

Goffman beschreibt zugängliche Begegnungen als eine Mischform nicht-zentrierter Interaktion für viele und zentrierter Interaktion für wenige:

»Überall, wo eine Begegnung für Nichtbeteiligte zugänglich ist, gibt es volle und unbeteiligte Teilnahme. Alle Anwesenden stürzen sich in einen gemeinsamen Teich nicht-zentrierter Interaktion, jeder Einzelne vermittelt jedem in der Situation allein durch seine Anwesenheit, sein Benehmen, seine äußere Erscheinung irgendwelche Informationen über sich, und jeder Anwesende nimmt ähnliche Informationen über die andern entgegen [...]« (Goffman 1971: 146)

Die Zugänglichkeit der Begegnung wird durch das Publikum gewährleistet, das sie beobachtet und womöglich auch in die zentrierte Interaktion einsteigen kann. Häufig gibt es einen Kern oder mehrere Basen zentrierter Interaktion in einer zugänglichen Begegnung.

Beispiele an der Grenze zwischen rein zentrierten Interaktionen und zugänglichen Begegnungen sind etwa Musikveranstaltungen oder Theateraufführungen, die sowohl einen starken zentrierten Kern aufrechterhalten als auch eine gewisse Abstimmung der Zuschauer*innen untereinander erfordern. Die typischen Interaktionen auf den Weltsozialforen sind zugängliche Begegnungen, aber sie unterscheiden sich in der Art, wie zentrierte und nicht-zentrierte Interaktion gemischt sind und darin, wie die Durchlässigkeit zwischen diesen zwei Formen gegeben ist.

Goffmans Unterscheidung beschreibt Fokus und Abstimmung in Situationen. Sie gibt wenig Ausschluss darüber, welche spezifischen Rollen Teilnehmende in der Interaktion einnehmen. Hierfür bietet es sich an, das Konzept der Leistungs- und Publikumsrollen auf Interaktionssysteme zu übertragen.

Leistungs- und Publikumsrollen in der Interaktion

Leistungs- und Publikumsrollen gibt es mit Bezug auf Funktionssysteme. So sind Ärzt*innen, die Leistungs- und Patient*innen die Publikumsrollen in der Medizin, äquivalent verhält es sich mit Priester*innen und Laien, Lehrer*innen und Schüler*innen etc. (Luhmann 1997: 1052; ausführlich Stichweh 2005). Die Herausbildung solcher Komplementärrollen hatte einen wichtigen Anteil an der Herausbildung von Funktionssystemen: Durch sie wird der Unterschied zwischen dem Leistungsvollzug im System und der reinen Partizipation an dessen Leistungen deutlicher (ebd.). Stichweh sieht, dass Interaktionssysteme für bestimmte Inklusionsvollzüge – etwa solche aus dem Bereich

professioneller Betreuung – eine besondere Bedeutung haben können, Interaktion also eine Form der Inklusion sein kann (ebd.: 21f.).¹⁶

Aber auch für Interaktionssysteme kann dieses Konzept fruchtbar sein. Denn Komplementärrollen kann es auch in Interaktionssystemen und für dieselben geben: Moderator*innen, Übersetzer*innen und Referent*innen auf der einen, das Publikum auf der anderen Seite. Gesellschaftliche oder funktionspezifische Leistungsrollen können, müssen sich hier aber nicht widerspiegeln. Interaktionssysteme sind hier – wie auch insgesamt (Goffman 1983) – lose an die Sozialstruktur gekoppelt.¹⁷ Leistungsrollen in Interaktion sind solche, die dabei helfen, die Interaktion in Gang zu halten: Moderator*innen strukturieren die Beiträge der Partizipierenden und mithin das Interaktionsgeschehen, Referent*innen liefern Input und setzen zugleich die Themen, Übersetzer*innen ermöglichen allen, an der Interaktion durch Sprachverstehenshilfe mitzumischen. Schwieriger wird die Trennung bei Menschen, die Diskussionsbeiträge liefern: Auch sie tragen zur Fortsetzung der Interaktion bei, mit Abschluss ihres Beitrages ist ihr Part allerdings vorbei und hallt allenthalben in den Anschlüssen durch andere Teilnehmende weiter. Nehmen sie Leistungs- oder Publikumsrollen ein? Ich schlage vor, hier von einem schnellen Wechsel von Leistungs- und Publikumsrolle zu sprechen: Man spricht in einer Leistungs- und schweigt in einer Publikums-

16 »Der einzelne Leistungsrollenträger erledigt einen wesentlichen und den symbolisch wichtigsten Teil seiner Berufsarbeit in Interaktionssystemen, an denen eine möglichst kleine Zahl von Professionellen und eine möglichst kleine Zahl von Klienten teilnimmt.« (Stichweh 2005: 21)

17 Ähnlich konzipiert auch Branaman Hierarchie und Ungleichheit in Interaktion, an Goffman anknüpfend: situationsspezifisch, an gesellschaftliche Strukturen anknüpfend, aber diese nicht übernehmend und vor allem voller »strategies of resistance« gegenüber gegebenen Differenzierungen (Branaman 2003).

rolle.¹⁸ Während Diskutant*innenrollen leicht zugänglich sind – man muss sich nur an ein Mikrophon stellen, sich melden oder dazwischenreden – sind andere Leistungsrollen schwerer zugänglich, etwa Sitzungsleitung (wird meist zu Beginn bestimmt), Übersetzung (man muss bestimmte Sprachen beherrschen) oder Trommler*in (setzt ebenfalls Fähigkeiten voraus).

Auch Goffman bemerkt – eher beiläufig – in seinem Aufsatz *Entfremdung in der Interaktion*, dass es bei größeren Sozialsystemen eine Differenzierung der Verpflichtungen von Teilnehmenden gibt. Weil in größeren Interaktionssystemen die Last des Engagements und der Fortführung der Interaktion auf viele Schultern verteilt wird, können sich Verpflichtungen zum Engagement herausbilden. Er nennt das Beispiel von öffentlichen Reden – Situationen also, die etwa Workshops mit Inputcharakter recht nahekommen. Allerdings nimmt er dann keine Differenzierung der Rollen vor, sondern unterscheidet nur Redner*in und Dienstpersonal wie Ordner*innen, Essensverkäufer*innen etc. (Goffman 1986a: 144). Alle anderen werden von ihm als »vollwertige Teilnehmer« klassifiziert, egal, ob sie zuhören oder reden (ebd.).¹⁹ Diese Perspektive lässt sich jedoch gut ergänzen, indem man die Rollen vollwertiger Teilnehmender differenziert und schaut, wer welche Leistungen erbringt, wer wann nur passiv partizipiert, wie zugänglich welche Rollen sind und wie mit vorher gegebenen Statusverteilungen umgegangen wird.

Die Bestimmung einiger klar umrissener, interaktiver Leistungsrollen scheint mir fruchtbar zu sein für die Charakterisierung von Interaktionstypen. Vielversprechend erscheinen mir auch die jeweiligen *Möglichkeiten des*

18 Ähnlich schwer fällt die Bestimmung bei Demonstrierenden: Hier läuft (außer auf Schweigemärschen) niemand nur stumm, alle versuchen, auf ihre Anliegen aufmerksam zu machen. Damit konstruieren sie eine Demonstration, machen diesen Interaktionstyp als solchen erst möglich und sichtbar. Nehmen nun alle Demonstrierenden Leistungsrollen ein, oder doch nur die Vortänzer*innen, die Koordinator*innen und die Ordner*innen? Die Bestimmung fällt schwer, gerade bei der Frage, wo Publikumsrollen aufhören und wo (jenseits einiger eindeutiger Fälle) Leistungsrollen beginnen. Womöglich haben wir es hier mit einem stetigen Wechsel von Leistungs- und Publikumsrollen zu tun – zumindest für diejenigen, die sich an Diskussion, Tanz und Demonstration wirklich beteiligen – wie Stichweh auf Funktionssystemebene lediglich für Intimbeziehungen vorsieht (Stichweh 2005: 25ff.).

19 In großen Interaktionssystemen »finden wir häufig Spezialisierung und Segregation von Rollen des Engagements, mit einer Trennung zwischen vollwertigen Teilnehmer*innen, von denen man erwartet, dass sie sprechen oder zuhören, und Leuten, die nicht teilnehmen, von denen erwartet wird, dass sie unauffällig herumlaufen und bestimmte Vorgänge der Veranstaltung beobachten.« (Goffman 1986a: 144).

Überganges aus eindeutigen Publikums- in eindeutige Leistungsrollen. Das – so viel sei schon einmal verraten – unterscheidet die Interaktionstypen auf verschiedenen Weltereignissen und gibt ihnen ihren jeweiligen, spezifischen Charakter.²⁰

Während es bei Goffmans Unterscheidung zentrierter und nicht-zentrierter Interaktionen um die Situation und ihren Fokus geht, stellt die Rollenunterscheidung die *situationsinternen* Rollenverteilungen ins Zentrum. Die Unterscheidungen sind nicht kongruent. Man kann zwar behaupten, dass es bei zentrierten Interaktionen häufiger Leistungsrollen gibt. Aber Gesprächskreise unter Freund*innen kommen ohne ausdifferenzierte Rollen aus, ein Wechsel ist ganz natürlich. Ebenso gibt es mit dem*r Fahrstuhlführer*in eine Leistungsrolle in einer nicht-zentrierten Interaktion. Die Verbindung beider Unterscheidungen sowie vor allem der Übergangsmöglichkeiten zwischen den Situationszuständen bzw. Rollen ermöglicht eine prägnante Charakterisierung von Interaktionssituationen. Vor allem ermöglicht sie es, Unterschiede zu den anderen, daran anschließenden Weltereignissen deutlich zu machen.

Orientierungshilfen

In den einzelnen Situationstypen sind die Teilnehmenden nicht völlig orientierungslos. Bisher habe ich die Frage der Orientierung vor allem mit dem beantwortet, was auf den Weltsozialforen selbst vorzufinden ist: Eine bestimmte Architektur, eine zeitliche Struktur, Themen und vorwiegend anonyme soziale Beziehungen mit Hang zur schnellen Verankerung – das sind die *Bordmittel des Weltsozialforums*. Bestimmte Interaktionstypen schälen sich mit ihren Charakteristika mit der Zeit für die Teilnehmenden heraus, doch Orientierung bleibt schwammig, vieles unklar – es handelt sich um eine ständig neu zu erbringende Leistung.

Die Treffen finden jedoch nicht im luftleeren Raum statt, sondern in einer Welt, in der Teilnehmende sich sonst auch in anderen Rollen bewegen. Auch hieraus schöpfen sie Orientierung. Zwei Konzepte helfen weiter, dies zu beschreiben: Typenprogramme und *repertoires of contention*.

20 Ein ähnliches Argument macht Patrik Aspers für Märkte, indem er zwischen switch role and fix role markets unterscheidet. Bei dem einen treten Akteur*innen als Käufer*in und Verkäufer*in auf, sie wechseln die Rollen. Im anderen verbleiben sie in einer der beiden Rollen (Aspers 2008). Mir geht es hier darum, die je spezifischen Bedingungen des Überganges darzustellen, nicht darum, Idealtypen zu bilden.

Ein Typenprogramm meint eine eindeutige Bezeichnung sowie ein Set von Lern- und Verhaltensregeln von bestimmten, typischen Interaktionssituationen, z.B. Partys, Universitätsseminaren oder das Verhalten in Restaurants. Auch, wenn es kein Typenprogramm des Weltsozialforums gibt, so gibt es doch verschiedene erlernte Verhaltenserwartungen aus anderen Kontexten, die sich in ähnlicher Form auf den Treffen wiederfinden (vgl. Kieserling 1999: 18f., 77).

Etwas bewegungsspezifischer ist das Konzept der *repertoires of contention*. Donnatella della Porta fasst den Begriff wie folgt zusammen: Ein *repertoire of contention* besteht aus dem »what people know they can do when they want to oppose a public decision they consider unjust or threatening« (Della Porta 2013; ähnlich Alimi 2015). Es handelt sich um Muster und Routinen, die soziale Bewegungen zur Verfolgung ihrer Ziele regelmäßig verwenden. Flashmobs sind neuere Formen, Sit-ins aus den 1960ern bekannt, aber auch das Schreiben von Forderungen auf Banner oder Plakate sind eine bekannte Form eines *repertoire of contention*. Charles Tilly, der als Begründer des Begriffs gilt, interessiert vor allem der Wandel von Protestrepertoires über die Zeit: War es im Mittelalter noch legitim, Fürsten zu töten, wenn sie nicht für die Nahrungsmittelsicherheit ihres Volkes sorgen konnten, wird heute eher friedlich demonstriert oder es werden Petitionen geschrieben (Tilly 2006, 2008; Tilly & Wood 2009).

Repertoires of contention sind bewegungsspezifische Typenprogramme für Demonstrationen und Protest. Für die anderen Komponenten der Treffen sozialer Bewegungen gibt es kaum solch verbreitete *repertoires of contention*. Zwar treffen sich soziale Bewegungen regelmäßig (Della Porta & Rucht 2013b), zumeist bleiben sie aber unter sich. Ihre Sitzungen sind Arbeitssitzungen, sie planen Aktionen, besprechen Geschehnisse und brüten über die Weltlage. Auch bei Vernetzungstreffen trifft dies vorwiegend zu: Es geht meist um Konkretes, Planbares, die nächste Demonstration oder Aktion etwa (Gerhards & Rucht 1992). Bewegungskonferenzen sind trotz des Vietnamkongresses 1968 und dem Aufschwung durch die Zapatistas und Weltsozialforen seit den 1990ern nie so sehr in Mode gekommen, dass sie für Repertoires taugen würden. Treffen wie die Weltsozialforen, die erst einmal breit ausgeschrieben sind und auf reinen Austausch zielen²¹, gibt es nach wie vor selten – zumal in

21 Auch auf den Weltsozialforen gibt es natürlich Planungsveranstaltungen von Bewegungen und vor allem NGOs und ihren jeweiligen Partnern. Diese scheinen jedoch nur einen Bruchteil der Veranstaltungen insgesamt auszumachen.

dieser Größe und Heterogenität. Also muss die Orientierung anderswo herkommen und/oder vor Ort hergestellt werden. Jenseits von Protest bestehen verschiedene Modelle, die – in verschiedenen Ausprägungen – weltweit weitgehend als diffundiert gelten können: Interaktionen in Bildungsinstitutionen, solche auf Messen, und der Erwerb von Nahrung. Diese Typenprogramme werden in den folgenden Miniaturen jeweils beschrieben.

Auf dem Weltsozialforum helfen Typenprogramme weiter, die vielen Menschen aus ihren eigenen Leben bekannt sind. Diese Programme bieten eine erste Orientierung: Teilnehmende wissen, dass sie sich in Seminarräumen eher nicht in die Mitte stellen und singen sollten (was jedoch vorkommt, vgl. WSF 2015 – Tag 4; WSF 2016 – Tag 1), dass sie sich nicht auf den Marktstand setzen und picknicken sollten und dass Demonstrationzüge in eine, aber nicht die andere Richtung laufen. Im Folgenden werden die häufigsten Interaktionstypen auf den Weltsozialforen dargestellt und charakterisiert.

Workshops, Demonstrationen und Kulturveranstaltungen sind die drei quantitativ wichtigsten Interaktionstypen der Weltsozialforen. Aber auch Flyer-Übergaben und Interaktionen an Ständen sowie eine Vielzahl informeller, häufig geselliger Interaktionssituationen finden häufig statt. Sie werden im Folgenden dargestellt.

Workshops

Dass Workshops zentrale Interaktionsereignisse der Weltsozialforen sind, wird spätestens beim Blick ins Programm deutlich. Selbstorganisierte Workshops, Konvergenzveranstaltungen und zentral organisierte Foren bilden das Herzstück der Weltsozialforen. Zwar unterscheiden sich diese Veranstaltungen und haben unterschiedliche Namen (Workshops, Seminare, selbstorganisierte Aktivitäten, Foren, Konferenzen etc.), sie eint jedoch eine gemeinsame Interaktionsarchitektur. Es sind Veranstaltungen, die in abgegrenzten Seminarräumen, Kino- oder Veranstaltungssälen, Hörsälen oder Zelten stattfinden, kaum jedoch unter freiem Himmel. Meist gibt es Stühle, die entweder in Kinobestuhlung auf ein Podium oder Pult ausgerichtet sind, oder zu einem Stuhlkreis umorganisiert werden. Die Stühle reichen nicht immer aus, auch der Boden und Treppen werden als Sitzplätze in Beschlag genommen.

Wie werden etwa die Workshops ablaufen? Einen Hinweis gibt schon die Architektur der Veranstaltungsorte: Es handelt sich um Universitäten (und ein Gymnasium), also Orte, an denen Wissen vermittelt wird. An diesen Or-

ten gibt es Seminar- oder Schulstundensituationen, die der überwiegende Teil der Aktivist*innen (die ja ein überdurchschnittliches Bildungsniveau aufweisen) gut kennt. Dass Lehr-/Lernsituationen ein hilfreiches Typenprogramm sein können, verfestigt sich für Teilnehmende beim Blick ins Programm: Es werden Workshops angeboten, die größtenteils Themen behandeln, die abstrakt sind. Praktische Tätigkeiten wie gemeinsames Töpfern oder Musizieren kommen vor (in Montreal gab es einen eigenen Oberpunkt für solche Workshops), sind aber vergleichsweise selten. Spätestens, wenn man die Seminarräume betritt, die manchmal klassische Hörsaalbestuhlung haben, manchmal zu Stuhlkreisen umorganisiert werden, aber eben keine Werkstätten sind und meistens keine Musikinstrumente herumstehen haben, wird klar: Hier wird erwartet, dass wir sitzen, es geht um Wissensvermittlung oder Austausch. Das Verhalten in Bildungsinstitutionen bietet eine funktionierende Annäherung an das zu erwartende Geschehen.

Wie verlaufen Workshops exemplarisch? Normalerweise beginnen Workshop-Situationen mit der Ankunft der Teilnehmenden. Das ist oft noch vor dem »offiziellen« Programmbeginn. Es finden sich zuerst verstreute Teilnehmende in einem Raum ein, manche treffen womöglich Bekannte wieder, andere suchen sich stumm einen Platz ihrer Wahl. An dieser Stelle werden auch häufig Übersetzung (Verteilung von Headsets) und die Sitzordnung ausgehandelt und organisiert (etwa Tische umgestellt oder neue Stühle besorgt, häufig von Teilnehmenden angeleitet). Hier wird die Situation eingerichtet. In der Sitzordnung zeigen sich auch interaktive Erwartungen: Stuhlkreise prädestinieren stärker für Diskussionsrunden als ein Podium mit Kinobestuhlung. Häufig sind bereits Organisator*innen des Workshops anwesend, die irgendwann mit einem »Let's begin« oder einer ähnlichen Phrase signalisieren, dass das Programm nun beginnt (vgl. WSF 2015 – Tag 3 RM, Tag 4 RM). Es folgen (nicht immer zuverlässig) eine Ansage des Seminarinhaltes, eine Vorstellung der Ziele und manchmal Vorstellungsrunden der Anwesenden. Diese Runden würdigen die Anwesenden, indem ihre Person mit Namen, Herkunft und Bewegungshintergrund in den Vordergrund gestellt wird (vgl. etwa WSF 2015 – Vorbereitungstreffen; ESU 2014 – Tag 3; vgl. Kapitel 9). Handelt es sich um eine Veranstaltung mit Inputcharakter, so folgt ein Input von einem oder mehreren Menschen. Häufig sind sie aus dem Stegreif gehalten, nur selten findet man Powerpoint-Präsentationen oder ausformulierte und gehaltene Reden. Der Fokus der Interaktion liegt im unterschiedlichen Maße mal auf Vorträgen und Präsentationen, mal auf der Diskussion des Publikums mit den Vortragenden, mal auf Debatten (poten-

tiell) aller Anwesenden miteinander. Arbeitsgruppen waren ein manchmal, aber nicht häufig eingesetztes Instrument.

Oft wechselt diese Anordnung im Laufe der Veranstaltungen: Zuerst gibt es einen Teil mit Vorträgen, später geht man in eine Diskussion über. Workshops wechseln also häufig von einer zentrierten, aber zugänglichen Interaktion mit kleinem, auf wenige Teilnehmende (Moderator*in, Referent*innen) begrenzten Fokus hin zu einer Interaktion mit größerem Fokus (alle Diskussionsbereiten). Dabei bleiben aber häufig perzipierte Unterschiede im Expert*innenstatus bestehen (Expert*innen vs. Publikum), auch und gerade, wenn diese negiert werden (»Jetzt spricht jemand von der Basis, nicht das Establishment!«, WSF 2016 – Tag 2). Sofern Expert*innen nicht für ein Thema stehen, werden Menschen häufig als Expert*innen ihrer Nationalität, ihres Kontinentes oder ihrer Lebenssituation (z.B. Queere in Tunesien) gesehen und angesprochen. Neben der Wissensaneignung stehen Erfahrungsaustausch sozialer Bewegungen in bestimmten, thematischen Bereichen (z.B. Zugang zu öffentlichen Dienstleistungen, vgl. WSF 2016 – Tag 2) und die Darstellung subjektiver Erfahrungen (vgl. WSF 2015 – Tag 4 TS; ESU 2014 – Tag 5 TS; WSF 2016 – Tag 2) im Zentrum der Workshops.

Neben diesen die Interaktion überdauernden, zugeschriebenen Status als Expert*innen gibt es meist auch interaktionsinterne Leistungsrollen in Form von Veranstalter*innen und Moderationsrollen sowie Übersetzungsrollen (zu letzteren mehr in Kap. 8). Diese Rollen werden manchmal von den Veranstalter*innen selbst übernommen, die Übersetzungsrollen aber häufig ausgehandelt. Weil Übersetzung eine konzentrationsintensive Angelegenheit ist, wird diese immer wieder gewechselt, d.h. es werden nach einer gewissen Zeit neue Personen dafür gesucht, wofür die Seminarsituation unterbrochen wird. Wenn der Wunsch nach Redner*innenlisten aufkommt, werden auch diese häufig von Personen geführt, welche ursprünglich als Publikum ange-reist sind.

Neben dem Verlauf von Veranstaltungen variiert das Maß an Zentrierung auch zwischen Veranstaltungsformaten: Die *grandes conférences* in Montreal waren als reine Show-Veranstaltungen konzipiert, das Publikum durfte vor allem klatschen, allenthalben am Ende ein paar kurze Fragen stellen. Das zeigte sich auch an der Raumarchitektur: Gut ausgeleuchtete Podien oder Bühnen hoben sich von abgedunkelten Publikumsräumen ab (WSF 2016 – Tag 2 und 3). Aber auch die Veranstalter*innen und das Workshop-Thema machten einen Unterschied: Während größere NGOs wie die Friedrich-Ebert-Stiftung oder der DGB stärker auf Podiumsdiskussionen und Inputvorträge setzten

(WSF 2015 – Nachbereitungstreffen, Tag 2), ging es Graswurzelbewegungen stärker um den Austausch. Auch die Veranstaltungen zur Zukunft der Weltsozialforen waren auf Austausch angelegt (z.B. WSF 2016 – Tag 2). Bis auf die *grandes conférences* in Montreal spielte Austausch jedoch überall eine Rolle und wurde eingefordert. Zugunsten von Diskussionsbeiträgen wurden Veranstaltungen häufig in der Zeit überzogen.

Demonstrationen

Demonstrationen sind ein weiterer, häufig vorkommender Interaktionstyp auf Weltsozialforen. Es gibt Eröffnungs- und Schlusssdemonstrationen, die häufig durch die Innenstadt ziehen, und kleine Proteste auf dem Veranstaltungsgelände selbst. Auch Demonstrationen sind meist zugängliche Begegnungen: Hier gibt es mehrere Basen zentrierter Interaktion in Form von kleineren Gruppen von Menschen, die häufig eine soziale Bewegung oder NGO repräsentieren oder sich für ein Anliegen einsetzen. Der World March of Women demonstriert neben der deutschen Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft (GEW), neben den Landarbeiter*innen vom MST aus Brasilien, wiederum neben Attac und neben einer islamischen Wohlfahrtsorganisation aus Tunesien. Dieses Darstellen einer Organisation, eines Ziels oder eines sozialen Kampfes: Es steht im Mittelpunkt der Demonstration, Zugänglichkeit besteht meist von allen Seiten, Zuschauer*innen können sich informieren oder mitdemonstrieren, ein Rollenwechsel ist in beide Richtungen relativ problemlos möglich. Die Zugänglichkeit zu den einzelnen zentrierten Interaktionen sind begrenzt – nicht jeder Mensch kann beim World March of Women mitdemonstrieren – aber doch vorhanden. Die zentrierten Interaktionen mischen sich auch immer wieder, wenn nicht gerade Performance angesagt ist.

Wie verhält man sich auf Demonstrationen? In den Programmheften gibt es keine Aussagen dazu, wie Demonstrationen ablaufen, höchstens Start- und Zielpunkt sind angegeben. Auch vor Ort gibt es niemanden, der*die die Einweiser*in fungiert. Trotzdem formierten sich sowohl in Tunis wie auch in Montreal Demonstrationssäuge, die friedlich, geordnet und ohne sichtbare Verwirrungen abliefen. Woher wussten die Teilnehmenden, dass die Demonstration einen Zug bildet, dass von einem Punkt zum anderen gelaufen wird, dass während des Laufens Plakate, Banner, musikalische Darbietungen und Sprechchöre angesagt sind und Schaulustige mit Flyern und Erklärungen versorgt werden sollen?

Die *repertoires of contention* verraten uns, warum Demonstrationen für Mitglieder sozialer Bewegungen relativ unproblematisch erscheinen. Als Mitglieder sozialer Bewegungen, oder zumindest die meisten von ihnen, haben wahrscheinlich schon einmal protestiert. Sie kennen nicht nur Demonstrationen aus dem Fernsehen oder Internet, sondern wissen, dass es darum geht, gesehen und gehört zu werden, dass man zumeist läuft, dass Informationsmaterial hilfreich sein kann und – außer auf Trauermärschen – gute Laune oder Wut angesagt ist. Auch bewegungsspezifische Kleidung – T-Shirts, bemalte Gesichter, manchmal Kostüme – sind angebracht, aber auch Alltagskleidung ist völlig okay. Natürlich wissen sie kaum, wie die anstehende Demonstration abläuft, ob die eigene Sicherheit gewährleistet ist (eine dringliche Frage vor allem in Tunis), in welcher Reihenfolge welche Gruppen laufen (häufig laufen bestimmte, als wichtig angesehene oder einfach den Organisator*innen nahestehende Gruppen ganz vorn) und wo sie ihren eigenen Platz finden. Aber das Repertoire scheint auszureichen, um eine grobe Orientierung zu bekommen und verbreitet genug, um auch Unkundigen eine Idee davon zu vermitteln, was angemessenes Verhalten sein könnte (vgl. z.B. WSF 2016: Tag 1). Natürlich wird nicht überall auf der Welt gleich demonstriert. In Tunis waren andere Themen, vor allem aus dem arabischen Raum, präsenter. Die Demonstrationskultur dort wurde von (europäischen) Teilnehmenden als anders beschrieben (vgl. WSF 2015 – Nachbesprechung). In Montreal dagegen war Nordamerika thematisch stärker vertreten. An der Grundstruktur der Demonstrationen änderte es jedoch wenig.

Die größere Demonstration bildet eine nicht-zentrierte Interaktion, einen gemeinsamen Anlass ohne Zentrum: Man demonstriert gemeinsam, jedoch nebeneinander. Ähnlich wie beim Warten an einer Bushaltestelle oder im Fahrstuhl ist allen der Zweck gemein *und* bekannt: Man demonstriert und tut es anlässlich eines Weltsozialforums. Neben den Demonstrierenden gibt es außerdem Zuschauer*innen am Straßenrand, die die Szenerie beobachten, ohne selbst an einer zentrierten Interaktion teilzunehmen. Sie geraten jedoch immer wieder in den Fokus demonstrierender Gruppen, die sie über ihre Anliegen aufklären und für diese überzeugen möchten (z.B. mit Flyern oder durch Gespräche).²² Die Begegnungsabgrenzung ist also nicht trenn-

22 In diese Richtung weist auch der Demonstrationslogan »Bürger lasst das Glotzen sein, reihet euch in die Demo ein.« Ich danke Lukas Daubner für diesen Hinweis.

scharf, wie Goffman es vermuten würde (1971: 148).²³ Dies ist vielleicht eine Besonderheit dieser Interaktionspraxis, die sie als genuine Praxis sozialer Bewegungen auszeichnet: Diese wollen die Welt verändern und deshalb überwinden sie Grenzen auch interaktiv, anstatt sie zu ziehen, indem sie auf das Publikum einzuwirken versuchen, anstatt sich von ihm abzugrenzen.

Steht am Ende des meist laufenden Demonstrationenzuges eine Kundgebung, etwa auf einer Bühne, wandelt sich die Demonstration von einer multizentrierten Begegnung hin zu einer Situation mit einem zentralen Fokus. Zwar bestehen weiterhin Gruppen, die beieinanderstehen und sich womöglich auch in kleinere Gespräche verwickeln. Der Hauptfokus ist jedoch präsender, alles andere sind (unerwünschte) Nebenengagements. Als in Montreal die Demonstration den Endpunkt in der Innenstadt erreichte, wo das Bühnenprogramm bereits begonnen hatte, wurden die Ankommenden etwa mit hörbaren »ssscchhhttt«-Rufen dazu aufgerufen, ruhig zu sein und die demonstrationsbezogenen Darstellungspraktiken nicht lautstark fortzusetzen (vgl. WSF 2016 – Tag 1). Die Teilnehmenden verwandelten die multizentrierte Situation beinahe schlagartig zu einer zentrierten Interaktion, die durch Lautsprecher verstärkte Stimmen und Musik von der Bühne zog die Aufmerksamkeit zusätzlich auf sich.

Wird mit einer Demonstration nur für *ein* Anliegen protestiert, ist die Interaktion wesentlich fokussierter. Für diese Art von Interaktion wird häufiger die Bezeichnung Protest verwendet. Die Volunteers, die in Tunis für eine bessere Behandlung durch die Organisator*innen protestierten, wandten sich etwa während der meisten Zeit ihres Protestes in Richtung eines Gebäudes (vgl. WSF 2015 – Tag 4 RM). Zwar gab es Abspaltungen, wiederum um das Publikum zu informieren und auf seine Seite zu ziehen, der Fokus blieb jedoch bestehen. Was sowohl in größeren Demonstrationenzügen wie auch bei kleineren Protesten Fokuse generiert, ist ein Anliegen, um das der Protest, eine soziale Bewegung oder eine NGO kreist und das visuell und lautstark beworben wird.

23 »Der Definition nach füllt eine zugängliche Begegnung die Situation nicht völlig aus. Es gibt keine situationelle Abgrenzung, weder eine konkret-räumliche, noch eine vereinbarte, welche Nicht-Beteiligte aussperren würde. Was wir stattdessen vorfinden ist eine Art Verpflichtung und Bemühung auf Seiten der Teilnehmende wie auch der Zuschauende, so zu handeln, als sei die Begegnung räumlich vom Rest der Situation abgetrennt. Kurz, es gibt eine »Begegnungs-Abgrenzung per Konvention.« (Goffman 1971: 148)

Bei größeren Protesten und Demonstrationen ist der Anteil Einzelner an der Aufrechterhaltung der Situation relativ gering. Das gilt für monothematische Proteste mittlerer Größe, wo alle dasselbe wollen und rufen, noch mehr als für große Demonstrationen mit gemischten Gruppen. Demonstrierende verschiedene Bewegungen nebeneinander und stellen sie jeweils ihre Anliegen dar, so ist die Leistung Einzelner an der Darstellung der Gruppenanliegen wiederum größer. Bei Demonstrationen kommt es meist nur zur Ausdifferenzierung weniger Rollen, alle sind gleichzeitig Publikum und Protestierende. Es gibt jedoch Ordner*innen, also Rollen, die den sicheren und gesetzeskonformen Ablauf der Veranstaltung garantieren sollen, und häufig die Rolle von Vorsprecher*innen und Zurufer*innen, die Slogans und Gesänge anstimmen, die ihnen dann nachgesprochen werden. Natürlich führt bei Demonstrationen auch jemand den Zug an (im Zweifel vor allem die deutlich erkennbaren Sicherheitskräfte), diese Rolle ist bei mehr als 100 Teilnehmer*innen aber kaum mehr auszumachen. Vielmehr kommt es – in nicht-zentrierter Interaktion üblich – zur Orientierung der Teilnehmenden und Gruppen aneinander, um die Fortbewegung zu organisieren, aber auch, um die Abfolge der Demonstrationsperformances zu organisieren. So wird häufig darauf geachtet, dass nicht zwei Gruppen nebeneinander am Straßenrand laut Musik machen oder tanzen. Ebenso wechseln sich vor-, neben- und hintereinander laufende Gruppen in ihren Darstellungspraktiken ab, um jeder genügend Aufmerksamkeit zu sichern (vgl. WSF 2015 – Tag 1; WSF 2016 – Tag 1).

Kulturelle Aktivitäten

»Irgendeiner trommelt immer«, sagte meine Begleiterin an einem Tag in Tunis zu mir. Und sie hatte recht: Trommelklänge und andere Musik waren allgegenwärtig auf dem Campus in Tunis. Immer wieder wurde in einer Ecke, auf einer Treppe, an einem Stand oder in einer Unterführung scheinbar spontan Musik gespielt und vor allem gemacht. Auch in Paris und Montreal kam dies häufig vor.

Musik war der häufigste Inhalt der Kulturveranstaltungen, aber auch Performances, Tanz oder Comedy wurden dargeboten, etwa im Rahmen der Veranstaltung »Voices of Resistance« in Montreal, wo Unterdrückung und die Befreiung daraus tänzerisch dargestellt wurde (vgl. WSF 2016 – Tag 2). Sie bildeten für die angesprochenen Sinne eine Abwechslung zu den Workshops und Ständen, wo es vor allem um sprachliche Verständigung und kognitive Informationsverarbeitung ging.

Kulturelle Aktivitäten fanden entweder geplant, mit Ort, Datum und angekündigtem Line-up statt, oder ungeplant bzw. nicht in einem Programm festgehalten, häufig auf den Veranstaltungsgeländen in seinen Zwischenräumen wie Höfen, Durchgängen, auf Wiesen und Wegen. Diese Zwischenräume wurden anders genutzt als vorgesehen, nicht nur als Passage oder Rastplatz, sondern als Orte expressiver Darstellung, an denen man vorbeigehen, aber auch Halt machen konnte. Entsprechend ihres Grades an vorgängiger Planung sind sie mehr oder weniger offen für das Mitmachen der Anwesenden: Vororganisierte Kulturveranstaltungen mit festem Bühnenpersonal ermöglichen den Zuschauer*innen nur das Mitsingen der Revolutionslieder (Attac 2014), während spontane Gesangs- und Trommeleinlagen auf dem Veranstaltungsgelände zum Mitsingen, -klatschen oder gar -tanzen einladen.

Bei kulturellen Aktivitäten handelt es sich um zentrierte Interaktionssituationen mit recht klaren Leistungsrollen: Musiker*innen, Tänzer*innen oder Sänger*innen stehen im Zentrum, die Aufmerksamkeit der anderen (Zuschauer*innen) richtet sich auf sie. Der Wechsel vom Publikum in eine Leistungsrolle ist nicht einfach: Zum einen, weil er spezifische Fähigkeiten voraussetzt wie Singen oder Trommeln, zum anderen, weil es sozial unerwünscht sein kann, sich in eine Darbietung einzumischen. Es kann beispielsweise unerwünscht sein, weil es sich um die Darbietung einer bestimmten, ethnischen oder kulturellen Gruppe handelt. Rollenwechsel sind also nicht vorgesehen, der Expert*innenstatus der Künstler*innen bleibt während der gesamten Darbietung unangetastet. Was meistens erlaubt ist, sind Zeichen der Verinnerlichung von Musik – in stehenden Aktivitäten stärker (rhythmische Bewegungen großer Teile des Körpers), im Sitzen schwächer (Klatschen, Schnipsen etc.). Gleichzeitig sind solche Bewegungen nur erwünscht, solange sie keine allzu ausufernde Nebenbeschäftigung werden (Goffman 1986b) und den Fokus der Teilnehmenden stören.

Die Vereinnahmung durch die kulturell zentrierte Interaktion kann sogar so weit gehen, dass Teilnehmende immun werden gegenüber Vereinnahmungsversuchen anderer dominanter Situationen. In Tunis gab es neben dem Protest der Volunteers eine Trommelgruppe, die die meisten der Umstehenden Zuschauer*innen in tranceartigen Tanz involviert hatte. Die protestierenden Volunteers versuchten nun mehrfach, die Tanzenden für ihr Anliegen zu gewinnen und sie vom Tanz loszureißen – was völlig misslang (vgl. WSF 2015 – Tag 4 RM). Die Situation war insofern unerwartet, als dass man davon hätte ausgehen können, dass Anwesende eher an dem Protestanliegen interessiert seien als an Zerstreuung durch Tanz.

Die Situation zeigt auch, dass die vermeintliche Trennung zwischen Darbietenden und Publikum nicht so groß ist, wie man es vielleicht vermuten würde. Zwar bleibt die Differenzierung zwischen Leistungs- und Publikumsrollen klar, das Publikum übernimmt nicht plötzlich den Gesang oder das Trommeln (oder nur im Rahmen von kurzen, angeleiteten Parts zum Mitsingen). Aber mit Goffmans Begriff der zentrierten Interaktion sehen wir, dass vermeintliche Zuschauer*innen auch gleichsam körperlich hineingezogen werden können in die Begegnung, indem sie mitsingen, mittanzen, mitgehen. Die Grenzen zwischen voll an der zentrierten Begegnung Beteiligten und Zuschauer*innen sind weich (vgl. hierzu auch Goffman 1971: 144ff.). Die Zentrierung kann hier anders sichtbar werden als in Gesprächssituationen: Nicht unbedingt die gegenseitige Zuwendung der Gesichter konstituiert den Fokus (obwohl eine zugewandte Körperhaltung möglich und häufig ist), das Anzeigen der Internalisierung von Musik durch rhythmische Bewegungen genügt, um die zentrierte Interaktion aufrechtzuerhalten. Die Zentrierung verschiebt sich, weg von den Individuen, die etwa Musik erzeugen, hin zur Musik selbst als Fokus.

Die Vergemeinschaftung über Klänge, Formen, Farben und Bewegungen ist vielleicht die Leistung kultureller Darbietungen, die die Teilnehmenden auf anderen Ebenen berühren als Workshop-Diskussionen und die weniger oder keiner sprachlichen Übersetzung bedarf. Hierin begründet sich auch die Vergemeinschaftungsleistung kultureller Begegnungen (siehe Kapitel 9).

Die Orientierung in solchen musikalischen oder expressiven Darbietungen fällt schwerer als anderswo. Das verwundert erst einmal, sind die Demonstrationen doch darin ähnlich, dass es um die sicht- und hörbare Darstellung von etwas geht. Doch im Gegensatz zu Demonstrationen gibt es kein bewegungsspezifisches Repertoire hierfür. Auch im Alltag begegnen wir diesen Situationen nicht häufig und wenn, dann eher geplant: Wir gehen auf ein Konzert oder Festival, häufig in einem extra dafür vorgesehenen Bereich, aber bis auf vereinzelte Straßenmusiker*innen gibt es recht wenig Musik im öffentlichen Raum – zumal solche, bei der wir stehen bleiben. So bleibt auf den WSF oft unklar, welche Handlung(en) von Zuschauer*innen gefordert werden. Soll man nur dabeistehen und die Darbietung möglichst regungslos genießen, darf man mitklatschen, tanzen, sogar mitsingen? Gerade die stärker mitmachenden Reaktionen sind häufig zögerlicher. Mir scheint, dass auch die kulturelle Heterogenität hier die Orientierung massiv erschwert: Handelt es sich sichtbar um Darbietungen indigener oder sonstig kulturell distinkter Gruppen, ist unklar, inwiefern eine eigene Beteiligung den Ritualcharakter

stören könnte. In Montreal sang ein Mitglied einer indigenen Gemeinschaft am Ende eines langen Gesprächs eines anderen Mitgliedes mit Teilnehmenden ein indigenes Lied. Die Teilnehmenden klatschten daraufhin, was dem zweiten Mann missfiel. Er erklärte ihnen daraufhin, dass sie nicht klatschen, sondern die Klänge, die sie nicht verstünden, in sich aufnehmen und in Frieden gehen sollten. Einige Teilnehmende klatschten erneut, was wieder von ihm unterbunden wurde (WSF 2016 – Tag 6).

Workshops, Demonstrationen und kulturelle Veranstaltungen sind nach Anzahl und der Bedeutung, die ihnen die Teilnehmenden zumessen, bei weitem die wichtigsten Interaktionstypen auf den Weltsozialforen. Gleichwohl finden zwei weitere typische Interaktionsmuster statt, die ich kurz skizzieren möchte.

Interaktion an Ständen und Flyer-Übergaben

An Ständen und bei der Flyer-Übergabe im Vorübergehen finden vergleichbare Interaktionen statt: Mindestens zwei Personen treffen aufeinander, wobei die eine willig oder willens ist, Informationen aufzunehmen und die andere häufig, ihr diese (oder andere) zu geben. Es handelt sich um kurze, bei der Flyer-Übergabe oft flüchtige zentrierte Interaktionen, die zwar in Anderem (vertiefte inhaltliche Gespräche, Verabredungen, gemeinsamer Nahrungsaufnahme) münden können, aber erst einmal nicht so angelegt sind. Sprachliche Informationen in Form von mündlicher und/oder schriftlicher Kommunikation, auf Flyern und Plakaten oft mit Bildern unterlegt, stehen im Zentrum. Zuschauer*innen kann es geben, sie sind für den Verlauf der Situation aber erst einmal nicht notwendig. Die Rollen zwischen Informationsgeber*in und –empfänger*in sind unterscheidbar (auch wenn Informationen empfangende Menschen natürlich auch welche zurückgeben, etwa, was ihr Verständnis angeht) und manifestieren sich auch in Position (hinter dem Stand oder daneben, selten davor) bzw. Körperhaltung (Übergabe von Flyern, nicht Übernahme).

Was hilft bei der Orientierung? Die Stände erinnern an Märkte und Messen, an Informationsstände in Fußgängerzonen, Verkaufsstände und Markthallen. Auch die Bekanntheit von Messen oder zumindest (Wochen-)Märkten kann als weltweit diffundiert gelten – zumindest für solche Menschen, die auch ein Weltsozialforum besuchen. Sie wissen also: An diesen Ständen wird etwas angeboten, entweder Produkte zum Verkauf oder Informationen und Kugelschreiber, oft gratis. Es stehen meistens Menschen dahinter, die auch

im Gespräch informieren. Worum es geht und zu wem dieser Stand gehört, das deuten zumeist Plakate oder Banner an, die am Stand oder an einer Platte befestigt sind. Man weiß, dass man potentiell angesprochen und in ein Gespräch verwickelt wird, wenn man einem Stand zu nah kommt und kann voraussetzen, dass dies auf freundliche Art geschieht. Auch Flyer-Übergaben kennt man von Werbeaktionen in Fußgängerzonen, an Universitäten oder aus anderen Gelegenheiten im öffentlichen Raum. Man weiß, dass man einen Flyer nehmen und weitergehen, aber ebenso stehenbleiben und Nachfragen stellen kann. Auch, dass Flyer abgelehnt werden können, ist bekannt. Auf dem Weltsozialforum wurden Flyer allerdings über alle Maßen häufig erst einmal angenommen, die meisten Menschen bedankten sich. Vielleicht, so eine mögliche Erklärung einer Interviewpartnerin, weil sie häufig Informationen zu Veranstaltungen enthalten, die nicht im offiziellen Programm auftauchen (Interview 1).

Interessant an diesen Interaktionen ist auch ihre Orientierungsfunktion für das Gesamttreffen. Ich habe in Kapitel 6 beschrieben, wie eine bestimmte Organisationsform zu häufigen Orientierungsschwierigkeiten führt. Flyer, die man in die Hand gedrückt bekommt, enthalten häufig Hinweise auf Veranstaltungen – bereits im Programm vermerkte oder neue – und auf geänderte Räume. Die sich anhäufende Sammlung von Flyern und Broschüren orientiert auch über anwesende Organisationen und Bewegungen. Darüber hinaus hat man die Chance, sich an klar zuordenbaren Ständen über die weiteren Aktivitäten bestimmter Akteur*innen zu informieren: Was macht *terre des femmes* als Organisation, welche Veranstaltungen gibt es wann und wo auf dem WSF von dieser Organisation? Stände bilden feste Anlaufpunkte für Orientierung und Information.

Informelle und gesellige Interaktion

Des Weiteren gibt es eine Vielzahl von Situationen, die ich informell oder gesellig nennen möchte. Darunter fällt das Wiedertreffen von Bekannten, das Kennenlernen von Personen, die Pausen auf dem Veranstaltungsgelände, das Essen und Trinken oder die gegenseitige Hilfe beim Aufhängen eines Banners. Informell sind diese Situationen dadurch, dass ihnen in der Veranstaltungsarchitektur kein vorgegebener Rahmen eingeräumt wird. Sie finden statt, und allen ist dies klar, sie müssen nicht extra geplant werden. Ihr Fehlen würde Menschen traurig oder hungrig machen, das WSF daran aber nicht scheitern. Gesellig sind die Interaktionen insofern, als dass sie häufig

im Kreis mehrerer Menschen stattfinden und die meisten Situationen nicht auf ein Thema oder Ziel festgelegt sind, sodass Themenwechsel und personale Austausch problemlos möglich sind (vgl. ähnlich Luhmann 1993).

Die auf Verankerung von Beziehung angelegten Interaktionssituationen (Kennenlernen, Wiedertreffen von Menschen) sind zentrierte Interaktionen in Kleingruppen oder Paaren. Dagegen steht man nicht-zentriert in der Essensschlange. Das gemeinsame Essen mit Menschen, bei dem auch häufig ein Austausch über besuchte Veranstaltungen stattfindet (vgl. WSF 2015 – Tag 2 RM) oder der Zustand der Welt besprochen wird, ist wiederum ebenso zentriert wie kleinere Hilfsituationen, etwa beim Aufhängen eines Banners im Wind. Eine starke Rollendifferenzierung – das ist diesen sonst sehr heterogenen Situationen gemeinsam – scheint es nicht zu geben. Man tritt sich als gleiche unter gleichen gegenüber, speist gemeinsam, diskutiert gemeinsam, lernt sich kennen oder trifft sich wieder. Allenfalls das Dienstpersonal bei der Essensausgabe hat eine klar unterscheidbare Rolle von den Konsument*innen.

Die häufigsten Interaktionstypen auf den Weltsozialforen lassen sich wie in folgender Tabelle abgebildet zusammenfassen.

Tabelle 2: Typologie von Interaktionssituationen

Interaktionssituation	Orientierungshilfen	Zentrierung	Rollen
Workshop	Architektur der Veranstaltungsorte; IA in Schulen, Universitäten	Meist zentriert	Sowohl interaktionseigene Leistungsrollen als auch aus Gesellschaft übernommene, aber wechselnd und leicht zugänglich
Demonstrationen	Bewegungsspezifische repertoires of contention	Nicht zentriert, gemeinsam nebeneinander	Einige schnell wechselbare Leistungsrollen, aber relative Rollengleichheit
Kulturelle Aktivitäten	Konzerte und Kulturveranstaltungen	zentriert	Starke Rollendifferenzierung, häufig nicht wechselbar
Flyer-Übergaben/ Interaktion an Ständen	Markt- oder Messestände; Flyerverteilung in der Fußgängerzone	Zentriert	Klare Rollendifferenzierung
Informelle und gesellige Interaktion	Eine Vielzahl aus dem Alltag bekannter Typenprogramme, z.B. Partys, Essen etc.	Zentriert (gesellige IA); nicht-zentriert (z.B. warten in Schlange)	Keine starke Differenzierung bei geselliger IA; Leistungs- und Publikumsrollen bei Marktinteraktionen

e) Zwischenfazit: fragile Ordnung, fragile Orientierung

Weltsozialforen sind außeralltägliche Großereignisse, auf denen sowohl die Interaktionsordnung als auch die Orientierung der Teilnehmenden fragil sind. Anhand der Bordmittel der räumlichen Struktur, der Zeitstruktur und der angebotenen Themen haben Teilnehmende die Möglichkeit, erste Orientierungen zu bekommen. Mit der Zeit werden aus Unbekannten verankerte soziale Beziehungen, Menschen treffen sich *wieder*, sprechen vielleicht miteinander. Den Teilnehmenden wird auch klar, was für verschiedene Typen von Situationen – die je sehr unterschiedliche Anforderungen an das eigene Verhalten stellen – es gibt. Wie man sich innerhalb der Spannbreite möglicher Verhaltensweisen in Workshops, auf Protestveranstaltungen und in all den anderen, kleinen Situationen verhalten soll, bleibt jedoch weitgehend unbestimmt. Hier helfen externe Orientierungshilfen, aus der Bewegungspraxis (*repertoires of contention*) und dem eigenen Alltag und Leben. Diese verschiedenen Situationen – Workshops, Demonstrationen, kulturelle Aktivitäten sowie Standsituationen und informelle Begegnungen – habe ich in diesem Kapitel idealtypisch umrissen. So klar umrissen erscheinen sie den Teilnehmenden wohl selten.

Ein erster vager, aber weit verbreiteter und häufig genutzter Zusammengehörigkeitsmarker, auf den die Teilnehmenden zurückgreifen können, ist die Kategorie soziale Kämpfe. Den Teilnehmenden ist klar, dass ihr Gegenüber auch in irgendeiner Weise solchen nachgeht – eine erste, aber doch fundamentale Zusammengehörigkeit, die zu einem gewissen Wohlwollen im Umgang miteinander führt (vgl. ausführlich Kapitel 9).

Die Fragilität von Interaktionsordnung und Orientierungen hängt auch damit zusammen, dass die Weltsozialforen so verschiedene Welten wie Bildungssettings, Messen, Märkte und Protestveranstaltungen mischen. Die Hintergründe und damit die Verhaltenserwartungen ebenso wie die kulturellen Prägungen der Teilnehmenden sind divers, vielleicht ähnlich, nie gleich. Die eben beschriebenen Modelle bieten erste Annäherungen, kleine Orientierungsschablonen. Sie helfen dabei, sich nicht völlig anders zu benehmen als erwartet: Nicht zu tanzen, wenn zuhören angesagt ist und nicht zuzuhören, wenn tanzen angezeigt wäre. Sie helfen auch, richtiges und falsches Verhalten grob zuzuordnen. Was sie kaum leisten, ist ein detailliertes Handlungsprogramm, eine Art Knigge, für die Treffen bereitzustellen.

Manchmal leiten solche Modelle auch in falsche Richtungen. Während es in Bildungseinrichtungen potentiell sanktioniert wird, dass man später

kommt oder früher geht, ist es auf den Foren der Normalfall. In den Räumen herrscht oft mehr Gewusel als konzentrierte Lernatmosphäre. Ebenso ist es in Schulen oder Hochschulen verpönt oder verboten, über Tische und Stühle zu steigen, während das auf den Treffen keine gesteigerte Aufmerksamkeit bekommt (WSF 2015 – Tag 3 RM).

Deshalb sind die Teilnehmenden in »Alarmbereitschaft« (Goffman 1982a). Sie suchen kontinuierlich nach Zeichen, die ihnen dabei helfen zu erfassen, was gerade vor sich geht und wie sie sich in dieser Situation verhalten können und sollen. Die Umgebung wird auf Zeichen abgesehen, die Orientierung bieten und Halt geben können.

Die Teilnehmenden sind also unsicher. Die Interaktionsordnung ist fragil, Interaktion droht ständig zu scheitern, weil Menschen Situationen unterschiedlich verstehen. Damit ist auch die Orientierung der Teilnehmenden fragil, leicht zu verunsichern durch Signale, die sie nicht erwarten oder Hinweise, die sie von ihrer Situationsinterpretation abbringen. Das führt zu einer gesteigerten Aufmerksamkeit und größeren Vorsicht bei den Teilnehmenden.

Die Selbstselektion der Teilnehmenden – es kommen vor allem weltoffene, am Schicksal der Welt interessierte Menschen – und die ständige Notwendigkeit von Aushandlung führen auch zu einer gesteigerten Offenheit der Menschen füreinander, für neue Erlebnisse und die jeweilige Andersartigkeit der anderen Teilnehmenden. Diese Offenheit wird an vielen Stellen in der Interaktion sichtbar, am deutlichsten vielleicht daran, dass Konflikte die Ausnahme bleiben und die meisten Handlungen von einer Aura der Wertschätzung begleitet werden, wie sie die Interaktionstypen nicht unbedingt von sich aus hergeben würden.

Gerade, weil den Teilnehmenden klar ist, dass die Orientierung unklar und dass dies auch für andere so ist, kommt es permanent zu kleinen und größeren Aushandlungssituationen. Sitzordnungen werden ebenso ausgehandelt wie Sprechordnungen oder Übersetzungen. Aushandlung macht einen wichtigen Teil der Interaktion auf den Weltsozialforen aus (siehe folgenden beiden Kapitel). Damit werden interaktionsinterne Themen in Interaktion thematisiert – mal mit mehr, mal mit weniger Gewicht. Diese Aushandlungssituationen können auch gelingen, weil sie face-to-face stattfinden und so mehr Mittel der Kommunikation bestehen als Sprache, weil Hilfe schnell organisiert werden kann und Interaktion eine Menge Mittel zur Reparatur von Störungen bereitstellt. Diese interaktive Aushandlung bildet auch die Grundlage für die spezifischen Leistungen von Interaktion, die dazu führen, dass die Weltsozialforen trotz unklarer Ergebnisse stattfinden:

Die Ermöglichung von Sprach-, Situations- und inhaltlichem Verstehen (Kapitel 8), die Entwicklung von Zusammengehörigkeit (Kapitel 9) sowie das Ausprobieren und Leben von Alternativen (Kapitel 10). Darum wird es im Folgenden gehen.

